Die Debatte um den Henri-Nannen-Preis 2011.

Ein Reader.

Inhalt

Bernhard Pörksen: Wichtig und falsch. EinVorwort 3
René Pfister: Am Stellpult 8
Stephanie Nannen: Skandal beim Henri-Nannen-Preis im Schauspielhaus 16
Ariel Hauptmeier: Der Skandal findet nicht statt 21
Jury des Henri-Nannen-Preises: Erklärung 25
Der Spiegel: Unverständnis über Aberkennung des Egon-Erwin-Kisch-Preises 26
Frank Schirrmacher: Haben wir erlebt, wovon wir schreiben? 27
Hans Leyendecker: Die Jury muss dran glauben 31
Helmut Markwort: „Wir waren der Überzeugung: Er war im Keller“ 33
Harald Martenstein: Ein Artikel ist keine Doktorarbeit! 36
Georg Mascolo: "Entscheidung ist falsch" 38
Christian Bommarius: Über den besten Mitarbeiter des Porträtschreibers 41
Marin Majica, Ralf Mielke: Der Ohrenzeuge 43
René Pfister: „ Der Preis wurde in eine Strafe verwandelt 46
Wolfgang Michal: Pfister geschlagen, Spiegel gemeint? 49
Mike Szymanski: Seehofer kritisiert Jury 53
Claudius Seidl: Nackte Wahrheiten 55
Der Spiegel: Hausmitteilung 56
Peter-Matthias Gaede: Hetzer und Hechler 58
Andreas Wolfers: Am Stellpult des Journalismus 62
Stefan Willeke: Der große Preis 67
Andreas Petzold: Disput nach der Preisvergabe 73
Giovanni di Lorenzo: "Es gehört zu unserer Glaubwürdigkeit zu sagen: Hier gibt es Fehlentwicklungen" 75
Claudius Seidl / Stefan Willeke: Über Kisch und Kitsch 80
Georg Brunold: „Die Tyrannei der Form in der deutschen Reportagekultur“ 89
Nora Berning: Das Spannungsfeld von Journalismus und Literatur 93
Michael Haller: Was ist eine Reportage? 98

Wichtig und falsch. EinVorwort

Eine Debatte, die einen Journalisten zu Unrecht diffamiert, ein Skandal, der keiner ist, der aber doch eine notwendige Diskussion erzwingt und eine berechtigte Sehnsucht artikuliert

Von Bernhard Pörksen, www.reporter-forum.de, Juni 2011

Es gibt Debatten, die sind nötig. Und es gibt Debatten, die nötig sind und gleichzeitig gut begründet. Bei der Diskussion um René Pfister stellen sich die Verhältnisse etwas komplizierter dar. Hier handelt es sich um eine Debatte, die dringend vonnöten ist, aber in diesem speziellen Fall äußerst schlecht begründet. Diese Debatte diffamiert einen Reporter, der dies nicht verdient hat; sie kreist um einen Skandal, der nicht stattgefunden hat. Und doch braucht der Journalismus (und eben hier beginnen die Fragen von allgemeiner Relevanz) das wache Bewusstsein für Grenzen und eigene Grenzüberschreitungen, für die stets bedrohte Unterscheidung von Fakt und Fiktion, Sein und Schein. Gerade jetzt, in einer Phase der mediengemachten Überinszenierung ist die Reflexion über die Gefahren des Bluffs so nötig wie selten zuvor. Und eben dies macht die vorliegende Dokumentation der wesentlichen Essays und Polemiken, der zentralen Interviews und Kommentare so aufschlussreich, so wichtig – auch wenn man sagen muss: Eigentlich müsste der Name des Protagonisten gelöscht und die grundsätzlich bedeutsame Diskussion ihrem konkreten Anlass entzogen werden.

Doch zunächst: Was ist überhaupt geschehen? Der Autor René Pfister hat ein Porträt des Politikers Horst Seehofer verfasst, die Geschichte eines Machtmenschen. Und die Jury des Henri Nannen-Preises hat sich dazu entschlossen, dieses Porträt als beste Reportage des Jahres 2010 auszuzeichnen. Pfister wählt in diesem Text – dies gehört zur guten Tradition des ideengesteuerten Schreibens – gleich zu Beginn eine zentrale Metapher, um den Machtwillen des Instinktpolitikers Seehofer zu

demonstrieren; sie zeigt die ihm eigene Mentalität der fröhlich-unbekümmerten Manipulation. Das ist der erste zentrale Punkt: Die Einstiegsszene hat ohnehin nur metaphorischen, nur allegorischen Status. Es ist ein Seelenbild, das aber – aller semantischen Doppelbödigkeit zum Trotz – seine Entsprechung in der Realität findet. Seehofer, so der Einstieg des Porträts, sitzt im Keller seines Ferienhauses und kann am Stellpult seiner Spielzeugeisenbahn schalten und walten wie er möchte. Diese Szene hat René Pfister nicht selbst mit erlebt, aber er hat sie gründlich, umsichtig und präzise recherchiert. Er hat sich Fotos zeigen lassen, Kollegen befragt, den offensichtlich endlos-langweiligen Geschichten Seehofers über seine Eisenbahn zugehört und den Dokumentaren beim Spiegel dies alles vor der Veröffentlichung berichtet. Noch einmal: Niemand bezweifelt die Fakten, auch Seehofer selbst hat sie bestätigt. Niemand bezweifelt die Wahrheit der Geschichte – im konkreten wie im übertragenen Sinne. Und René Pfister hat auch nicht behauptet, dabei gewesen zu sein und Seehofer am Stellpult beobachtet zu haben. Alle Vergleiche mit einem wild collagierenden Plagiator, der einmal Verteidigungsminister war, oder dem Borderliner Tom Kummer, der sich seine gefeierten Interviews am heimischen Schreibtisch in Los Angeles einfallen ließ, sind falsch, ehrverletzend, demonstrieren die eigene Unkenntnis der verhandelten Sachverhalte und eine letztlich selbst problematische Geschwindigkeit und Ungenauigkeit des Urteils, was Wahrheitsfragen betrifft.

Als Pfister am Abend des 6. Mai auf die Bühne des Hamburger Schauspielhauses kam, um für eben diese Geschichte eine der höchsten Auszeichnungen des deutschen Journalismus in Empfang zu nehmen, hat ihn die Moderatorin Katrin Bauerfeind gefragt, wie er denn in den Keller gelangt sei. Und René Pfister hat ganz unbekümmert vor den Augen von ein paar hundert Gästen erklärt, er sei nie im Keller gewesen. Das ist der zweite zentrale Punkt: In dieser Antwort liegt sein eigentlicher Fehler. Es ist kein Fehler der Profession, sondern ein Fehler der Performanz. Auf der Vorderbühne der Preisverleihung wird – gerne auch in etwas übertriebener Form – die Kanzelrede erwartet, nicht aber eine arglose Beschreibung branchenüblicher, im Zweifel heikler, aber mitnichten skandalöser Vorgehensweisen, die der Erläuterung bedürfen. In diesem Moment sitzen hier Menschen beisammen, von denen nicht alle die journalistischen Regeln im Detail

kennen oder gar beherrschen, die sich aber doch an diesem Abend vergewissern wollen, dass die ethisch-moralischen Standards und Richtlinien unbedingt gelten und dass sie notfalls selbst dafür Sorge tragen – und seien die Anforderungen und Ansprüche noch so wirklichkeitsfern. Um nicht missverstanden zu werden, sei noch hinzugefügt: Dies ist keine nachträgliche Aufforderung zur Lüge in Richtung des Beschuldigten, sondern lediglich eine Beschreibung von Situationsregeln, die gebrochen wurden – und die eine Skandalisierung erst möglich gemacht haben. Von René Pfister hat man an diesem Abend eine naive Wahrheits- und Authentizitätsbeteuerung erwartet. Er hätte nur suggerieren müssen, er sei ganz nah dran gewesen und habe alles mit eigenen Augen gesehen, denn das Augenzeugenprinzip erscheint als natürliche Objektivitätsgarantie und als Ausweis einer besonders raffinierten Recherche-Genialität, der es in diesem besonderen Moment unbedingt zu huldigen galt. Das nämlich ist es, was auf der Vorderbühne und in einem solchen Moment stets verlangt wird: das normativ konsensfähige Bekenntnis, die Glorifizierung von Standards, deren scheinbar unbedingte Gültigkeit schon am Morgen danach zerbröselt. Aber René Pfister hat diese Rede- und Gattungserwartung enttäuscht, und eben dies war sein Fehler der Performanz. Er hat nicht situationsgerecht gesprochen, sondern offen und ehrlich (darin besteht die besonders schmerzliche Paradoxie) davon berichtet, was im Journalismus alltäglich ist und auch für herausragende Schreiber mitnichten problematisch, weil es schlicht und einfach zu Gesetzen und Regeln der Form gehört.

Reportagen verdichten Realität, und sie basieren nicht nur auf dem ohnehin fragwürdigen, weil keineswegs notwendig objektiveren Prinzip der Augenzeugenschaft. Sie schneiden Wirklichkeit schon durch den Akt der Auswahl zurecht. Sie arrangieren Erlebtes und Recherchiertes mit Blick auf den Erkenntniseffekt. Sie liefern auch szenische Rekonstruktionen – ohne dass der Reporter dabei gewesen sein muss. Sie werden eben gerade nicht nach dem Muster der in der Regel öden Chronologie präsentiert, sondern sie gliedern ihre Szenen und Stoffe dramaturgisch, wirkungsbezogen, mit Blick auf die fragile Aufmerksamkeit eines hastig blätternden Publikums. Sie verwenden Metaphern und Allegorien, die gerade den Zweck haben, den Leserinnen und Lesern eine fremde Welt nah erscheinen zu

lassen, sie für einen Moment soziale, räumliche oder zeitliche Distanzen vergessen zu machen.

Natürlich gibt es in diesen Prozessen der Realitätsverdichtung für den geschulten, den wirklich guten Schreiber, eine eigene Art der Versuchung. Irgendwann weiß man nämlich einfach, wie es geht. Irgendwann gewinnt die sprachlich-gestalterische, die dramaturgische Kompetenz an Eigendynamik. Sie rastert das Geschehen und bedingt schließlich eine womöglich ungleich unterhaltendere, brillant formulierte Stilisierung des Vorgefunden, die aber leider nicht mehr den Fakten entspricht. Aber auch das sogenannte Faktum, die Tatsache selbst ist Resultat eines komplexen Konstruktionsprozesses. Man weiß und erfährt nur, was man eben – aufgrund der eigenen Biographie und Biologie, der Sozialisation und der besonderen Situation, den Zufällen und den besonderen Glücksmonenten einer Recherche – in Erfahrung bringen kann. Man kann gar nicht nicht konstruieren. Auf diese schlichte Formel lässt sich die erkenntnistheoretische Grundmelodie von Immanuel Kant bis zu Wolf Singer bringen.

Jeder Reporter muss überdies, hier beginnt die bewusstseinsfähige Aktivität, gestalten, kann gar nicht alles aufschreiben und verwenden, muss auswählen, eine gewaltige Restwelt ausblenden und gleichzeitig die Gesetze der Gattung und die Erfordernisse des Mediums beachten. Die Konsequenz: Auch der Akt der Gestaltung ist unvermeidbar; man kann nicht nicht gestalten, geht man doch bei der Recherche auf eine bestimmte Weise vor, wählt eine besondere Sprache, montiert Handlungsstränge, personalisiert eine Idee, komprimiert und fokussiert, liefert Kontext- und Hintergrundinformationen, dokumentiert Schlüsselszenen – aus eigenem oder fremden Erleben. Das ist ganz einfach journalistische Normalität, aber mitnichten ein Skandal. Diesen gestaltenden Zugriff kann man sich bewusst machen; man kann ihn trainieren, ihn als mehr oder weniger angemessen klassifizieren, aber er ist unvermeidlich Bedingung der Möglichkeit des mediengerechten Schreibens.

Danach allerdings beginnen die Schwierigkeiten. Nun betritt man die Problemzone bewusster Realitätsverdrehung, weil man etwas schreibt, von dem man gleichzeitig weiß, dass es so nicht stimmt, nicht stimmen kann. Nun wird in anrüchiger

Weise inszeniert, manipuliert, letztlich gelogen, getäuscht und getrickst. Genau diese Grenze von der unvermeidlichen Gestaltung bis hin zur vermeidbaren Täuschung hat jedoch René Pfister nicht überschritten. Was immer er aufschrieb, ließ sich und lässt sich belegen; nirgendwo steht oder stand geschrieben, dass die szenische Rekonstruktion – gleichsam auf einem Beipackzettel für womöglich verunsicherte Leser – deklariert werden muss. Der Skandal also, er fand nicht statt. Dass nun aber doch so entschieden, so wütend und mit einer solchen Intensität über sein Porträt debattiert wird, ist viel eher ein zeitdiagnostisch aufschlussreiches, ein letztlich positiv zu deutendes Symptom, Ausdruck eines fundamentalen Unbehagens in der Casting- und Inszenierungsgesellschaft, das die seriösen Protagonisten der Medienbranche völlig zu Recht erfasst hat, sie umtreibt, irritiert. Man sehnt sich nicht zufällig kollektiv nach Glaubwürdigkeit und Realitätsgewissheit, will in seinen Darstellungen, in seinen Reportagen und Berichten die eigentliche, die wahre Wirklichkeit entbergen. Diese Sehnsucht ist, aller Aufregung aus falschem Anlass zum Trotz, ganz einfach zu begrüßen, speist sie sich doch aus einem berechtigten Ekel vor einer längst totalitär gewordenen Kultur des Bluffs und der Show.

Am Stellpult

In keinem Beruf kann man so über Menschen herrschen wie in der Politik. Niemand macht von dieser Möglichkeit so ungeniert Gebrauch wie der CSU-Vorsitzende Horst Seehofer.

Von René Pfister, Zeit, Der Spiegel, 16.08.2010

Ein paarmal im Jahr steigt Horst Seehofer in den Keller seines Ferienhauses in Schamhaupten, Weihnachten und Ostern, auch jetzt im Sommer, wenn er ein paar Tage frei hat. Dort unten steht seine Eisenbahn, es ist eine Märklin H0 im Maßstab 1:87, er baut seit Jahren daran. Die Eisenbahn ist ein Modell von Seehofers Leben.

Es gibt den Nachbau des Bahnhofs von Bonn, der Stadt, in der Seehofers Karriere begann. Nach dem Jahr 2004, als er wegen des Streits um die Gesundheitspolitik sein wichtigstes Amt verlor, baute er einen "Schattenbahnhof", so nennt er ihn, ein Gleis, das hinab ins Dunkel führt.

Seit neuestem hat auch Angela Merkel einen Platz in Seehofers Keller. Er hat lange überlegt, wohin er die Kanzlerin stellen soll. Vor ein paar Monaten dann schnitt er ihr Porträtfoto aus und kopierte es klein, dann klebte er es auf eine Plastikfigur und setzte sie in eine Diesellok. Seither dreht auch die Kanzlerin auf Seehofers Eisenbahn ihre Runden.

Seehofer hat sich in Schamhaupten eine Welt nach seinem Willen geformt, er steht dort am Stellpult, und die Figuren in den Zügen setzen sich in Bewegung, wenn er den Befehl dazu erteilt. Es ist ein Ort, wo sich Seehofers Spieltrieb mit seiner Lust am Herrschen paart. Beides ergibt bei ihm keine glückliche Verbindung.

Seit fast zwei Jahren bestimmt Seehofer als CSU-Chef und bayerischer Ministerpräsident die Geschicke der Republik mit, aber es ist schwer zu sagen, wohin

er das Land führen will. Er versprach niedrigere Steuern, jetzt redet er vom Sparen. Er lobte Merkels Gesundheitsfonds, jetzt will er ihn am liebsten abschaffen. Manche sagen, er wisse mit seiner Macht nichts anzufangen.

Das täuscht. Seehofer herrscht mit großem Vergnügen, nur geht es dabei selten um die Sache; er liebt es, Menschen seinen Einfluss spüren zu lassen, seine Parteifreunde, seine Mitarbeiter, sogar seine Frauen. Andere Politiker wollen Deutschland verändern, Seehofer reicht es, wenn er Menschen steuern kann wie seine Eisenbahn.

Manchmal scheint es, als wäre er vor allem deshalb CSU-Chef geworden, damit die echte Welt und die Kellerwelt in Schamhaupten miteinander verwachsen. Er war jahrelang ein Fachpolitiker, der Mann fürs Detail. Jetzt hat er ein zweites Stellpult, und das steht in der bayerischen Staatskanzlei.

Wenn man ihn dort trifft, fällt als Erstes seine Gelassenheit auf. Seine Bewegungen sind gravitätisch und kontrolliert, die Beamten wirbeln, aber Seehofer bleibt ruhig. Er wirkt wie ein alter weiser König, sein graues Haupt überragt alle. Hinter der majestätischen Fassade steckt jedoch ein ganz anderer Seehofer, ein Mann, der gern spielt, mit Menschen noch lieber als mit Eisenbahnen. Warum ist das so?

"Jetzt bin ich nichts mehr." Walter Eisenhart kann sich noch gut an den Satz erinnern. Seehofer saß bei seinem Freund in Eichstätt, gerade hatte er seinen Posten als Fraktionsvize abgeben müssen, weil er Merkels Kopfpauschale nicht mitmachen wollte. Es war im November 2004. Seehofer war geschockt, er wirkte wie aufgelöst.

Eisenhart ist ein freundlicher Mann mit einem offenen Gesicht, er kommt gerade von der Uni, wo er als Dozent für Politikwissenschaft arbeitet. Die beiden kennen sich seit 16 Jahren, Eisenhart war mal Vorsitzender der örtlichen CSU. "Ich wollte ihn rausholen aus dem Tal der Selbstbemitleidung", sagt er.

Eisenhart schlug Seehofer damals vor, seinen Frust in einem Kabarettstück zu verarbeiten, eine kleine Psychotherapie auf der Bühne. Eisenhart schwebte ein Beichtgespräch vor, Seehofer sollte Walter Mixa spielen, der damals noch Bischof von Eichstätt war, Eisenhart selbst wollte in die Rolle Seehofers schlüpfen, der dem fiktiven Mixa seine Sünden offenbart.

"Wir bringen dich in die Schlagzeilen ohne die Politik", sagte Eisenhart zu Seehofer. Das fand Seehofer gut. Schlagzeilen findet Seehofer immer gut.

Die beiden schlossen sich im Kloster Plankstetten ein und schrieben Tag und Nacht, für Seehofer war es wie eine Befreiung, er schrieb sich die Wut von der Seele. Dauernd fielen ihm fiese Spitzen gegen Merkel und Edmund Stoiber ein. Spottlust steckte schon immer in ihm, aber nun trat etwas Neues hervor, das Vergnügen, es seinen Rivalen heimzuzahlen.

Einmal legte er Eisenhart eine Szene auf den Tisch, in der Beichtvater Mixa den Sünder Seehofer fragt, ob er unkeusche Gedanken habe, wenn er an Angela Merkel denke. Der antwortet: "Vater, ich habe schon vieles angestellt, aber Wunder kann ich nicht vollbringen."

Eisenhart fand das zu hart. "Horst, den Witz über die Merkel können wir nicht bringen."

"Klar", sagte Seehofer. Es war, als ob ein Feuer in ihm brannte.

Viermal traten Eisenhart und Seehofer zusammen auf, es waren nur kleine Bühnen, sie spielten im Gasthof Meierbeck in Gerolfing und in Lenting beim Starkbierfest. Aber das machte nichts. Seehofer badete in der Sympathie seiner Zuhörer. In Berlin war er ein Niemand, aber hier, in der Heimat, war er plötzlich der einsame Held, der gegen die Giganten in der Hauptstadt kämpft.

Eine Weile blieb es ruhig um Seehofer, doch dann begannen die Verhältnisse in der CSU zu tanzen. Stoiber stürzte, und die Partei suchte ihr Heil in Erwin Huber und Günther Beckstein, die sich bald als zu klein erwiesen für die riesigen Ansprüche der CSU.

Am Ende gab es nur noch Seehofer. Der Mann, der fast an einer Entzündung des Herzmuskels gestorben wäre, dann zum Irren erklärt wurde wegen seines Kampfes gegen die Prämie und schließlich den Spott wegen seiner Affäre mit einer Bundestagsmitarbeiterin ertragen musste - er war plötzlich der Retter, die letzte Chance der CSU. Vielleicht ist es schwer, da nicht seinen Allmachtsphantasien zu erliegen.

Christine Haderthauer hat darunter leiden müssen. Haderthauer und Seehofer kommen beide aus Ingolstadt, es gab Zeiten, da trafen sie sich im Dezember beim Meierbeck in Gerolfing, dem Heimatdorf Seehofers. Sie sangen "Stille Nacht" und aßen Spekulatius. Seehofer war noch Abgeordneter in Berlin, er sagte, Haderthauer sei eines der großen Talente der CSU.

Dann entschied sie sich, Generalsekretärin unter Erwin Huber zu werden, Seehofers Erzfeind. Plötzlich fiel Seehofer nur Schlechtes zu Haderthauer ein. Die Christine könne das nicht, sagte er, wenn Journalisten um ihn herumstanden. Als Seehofer die Macht in der CSU übernahm, dachte Haderthauer, ihre letzte Stunde habe geschlagen.

Die Ministerien wurden verteilt, und am Ende klingelte doch noch Haderthauers Handy. Seehofer bot ihr das Sozialministerium an, aber er fand kaum freundliche Worte. "Du warst schon unter der Erde, jetzt habe ich dich noch mal aus dem Sarg geholt", sagte er. Er lachte dabei, es war das Lachen eines Mannes, der weiß, dass er nun Karrieren mit einem Anruf beflügeln oder beenden kann.

Natürlich genießt jeder Politiker seinen Einfluss, er ist die Währung, mit der

Menschen in diesem Metier entlohnt werden. Aber die Macht wird in der Demokratie durch Regeln beschränkt, das unterscheidet Herrschaft von der Willkürherrschaft. Seehofer liebt es, jeden Tag die Regeln zu ändern, er regiert die CSU wie ein absoluter Monarch.

Mitte April ist er in seinem BMW unterwegs ins Allgäu, er will eine Hauptschule besuchen. Die Zeitungen schreiben über die Aschewolke des Eyjafjallajökull und die Wahl in Nordrhein-Westfalen, über die CSU schreiben sie kaum. Seehofer wird muffelig. Er klappt seine Mappe zu und sagt: "Ich sage doch immer meinen Leuten in Berlin: Brust raus, ihr müsst bundespolitisch wahrnehmbar sein."

Es kommt vor, dass Seehofer SMS an Parteifreunde verschickt, die ihm zu leise erscheinen. "Wo bleibt die Revolution", schreibt er dann. Wenn einer das wörtlich nimmt und wirklich eine Revolution lostritt wie Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg, der die Wehrpflicht abschaffen will, ist Seehofer entsetzt.

Seehofers Kolonne rollt vor die Hauptschule. Er muss erst einmal in den Werkraum, die Schüler haben einen Holzstamm vorbereitet, den Seehofer mit einem Fuchsschwanz durchsägen soll. Er macht sich gleich ans Werk, er kämpft und schwitzt, am Ende bricht das Stück entzwei. "Ihr habt wohl gedacht, wir Politiker sind ganz blöd", sagt Seehofer, in ihm steckt noch Energie, die muss jetzt raus. In der Ecke steht Beate Merk rum, seine Justizministerin, eine dünne Blondine auf Stöckelschuhen.

"Ja, was macht denn die Justizministerin?", sagt Seehofer, in seinem Gesicht steht gespielte Empörung "Die steht da und tut nix!" Merk lächelt gequält.

Natürlich, ein Witz, aber das ist das Problem mit seiner speziellen Form der Personalführung. Er ist der Diktator mit der Narrenkappe. Wenn sich seine Opfer wehren, schüttelt er verständnislos den Kopf. Stellt euch nicht so an, könnt ihr nicht mal einen Scherz vertragen?

Michael Glos wollte das irgendwann nicht mehr mitmachen. Er war mal CSU-Landesgruppenchef, dann machte ihn Edmund Stoiber zum Wirtschaftsminister, aber er gab eher eine traurige Figur ab, er tappte durch Berlin wie ein Landrat, der sich in die große Politik verirrt hat.

Er sitzt jetzt in einer kleinen Kammer über der Parlamentarischen Gesellschaft, er sieht irgendwie geschrumpft aus, seit er nicht mehr Minister ist. Das Sakko schlackert ihm um die Schultern.

"Ich bin jetzt der Knecht vom Mißfelder", sagt Glos. Er lacht sein kehliges Lachen, er klingt wie Barney Geröllheimer von den Feuersteins. Philipp Mißfelder ist 30 und außenpolitischer Sprecher der Union. Glos wird im Dezember 66 und ist einfaches Mitglied im Auswärtigen Ausschuss.

Michael Glos hat Horst Seehofer schon immer für unfähig gehalten, eine Partei zu führen.

Er hat ihn zwar beneidet um sein Redetalent, aber er kennt auch Seehofers Neigung, an allen Rache zu nehmen, die ihm mal im Weg standen. "Wenn Sie eine

Münze nehmen, dann ist die Rückseite immer auch dabei." Glos kennt Seehofers Rückseite sehr genau. Sie waren ein Leben lang Rivalen.

Als Seehofer Parteichef wurde, war Glos' letzte Waffe der Rücktritt, die Selbstentleibung erschien ihm würdevoller als ein Leben unter Seehofer. An einem Samstag, Seehofer saß gerade in der Sicherheitskonferenz in München, wurde dem Parteichef die Nachricht von Glos' Abschied aus dem Kabinett hereingereicht.

Sie traf ohne Vorwarnung und vermasselte ihm das ganze Wochenende. Glos freut sich noch heute, wenn er daran denkt. "Wenn einer schon auf dem Grill liegt, und er springt dann von selbst runter, das mag der Horst gar nicht."

Es gibt viele Leute wie Glos, Leute, für die in Seehofers Welt kein Platz mehr ist. Thomas Goppel gehört dazu, der ehemalige bayerische Wissenschaftsminister, auch der frühere Staatskanzleichef Eberhard Sinner.

Das Interessante ist, wie Seehofer mit den Feinden von gestern umgeht. Er versucht nicht, sich mit ihnen zu versöhnen. Es wäre einfach, denn er hat jetzt die Macht, und sie liegen am Wegesrand. Aber Seehofer blickt auf sie wie ein siegreicher Feldherr, er nennt sie "mein Lazarett" und kichert. Man muss unwillkürlich an einen Saal mit Versehrten denken, die blutige Binden um den Kopf tragen.

Er hat niemanden, der ihn bei diesem Gebaren bremst. Fast jeder Spitzenpolitiker hat einen oder zwei Berater, die auch ein offenes Wort wagen dürfen, wenn es sein muss. Kanzlerin Angela Merkel hört auf ihre Büroleiterin Beate Baumann, Roland Koch auf seinen Sprecher Dirk Metz.

Die Versuchung der Politik liegt auch darin, dass man sich ständig der eigenen Großartigkeit versichern kann, durch Wagenkolonnen und Blaulicht, auch durch die Journalisten, die jedes Wort gleich millionenfach vervielfältigen und auf verborgene Gemeinheiten abklopfen. Es ist schwer, da nicht abzuheben.

Seehofer steht ganz allein an seinem Stellpult in der Staatskanzlei. Als er noch Gesundheitsminister in Bonn war, brach sein Büroleiter Manfred Lang den Urlaub ab, wenn Seehofer ein Detail zur Gesundheitsreform nicht verstand. Im Berliner Agrarministerium hatte seine Sprecherin Ulrike Hinrichs Arbeitszeiten, wie man sie

sonst nur in indischen T-Shirt-Fabriken kennt. Es waren Bedienstete, aber Bedienstete auf Augenhöhe.

Doch am Ende stieß er seine engsten Getreuen immer weg, wie jeder narzisstische Charakter liebt er es, die Gunst so schnell zu entziehen, wie er sie verteilt hat, einfach so, ohne ein Wort der Begründung.

Als Seehofer zuletzt Martin Neumeyer versetzte, den Mann, der ihn in seinen ersten Monaten in der Münchner Staatskanzlei beriet, macht er als letzten Gruß noch einen Witz auf dessen Kosten. Es gibt eine kleine Feier, Neumeyer hält eine Rede, er will sich persönlich von seinen Mitarbeitern verabschieden. Seehofer feixt danach: "Herr Neumeyer, das war keine Abschiedsrede, das war ja eine Regierungserklärung!"

Ende April bricht Seehofer zu einer Reise mit großer Entourage nach China auf, auch Karin Seehofer ist dabei. Zu Beginn ist ein Besuch auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking vorgesehen, die mitreisenden Fotografen betteln um ein Bild des Ehepaars Seehofer unter dem mächtigen Porträt von Mao Zedong.

Seehofer dreht sich um und ruft:"Ja wo ist denn die Karin? Karin, komm, die wollen ein Foto." Die beiden postieren sich und knipsen ein Lächeln an, dann gibt er seiner Frau einen Klaps auf die Schulter, sie verschwindet weisungsgemäß in der Menschenmenge.

Abends sitzt Seehofer im Hotel mit der Wirtschaftsdelegation oder den Journalisten zusammen, Karin Seehofer wartet meistens im Vorzimmer. Wenn Seehofer müde wird und ins Bett will, winkt er einen Sicherheitsbeamten zu sich heran und sagt: "Herr Wiedemann, Sie haben mir meine Frau noch nicht beigebracht."

Seehofer wirkt, als habe er sich einen Schutzanzug angelegt, nichts dringt da mehr durch, nicht die Angriffe seiner Parteifreunde, auch nicht die Gleichgültigkeit in seiner Ehe. Karin Seehofer hat sich damit abgefunden, dass ihr Mann über Jahre eine Affäre mit der ehemaligen Bundestagsmitarbeiterin Anette Fröhlich hatte, sie hat einfach gewartet, bis er sich, nach langen quälenden Monaten, für sie entschied.

Jetzt wirken die beiden wie ein Paar, das nur noch durch Seehofers Amt zusammengeschweißt wird. Er ist der Ministerpräsident, sie die First Lady. Das muss

genügen. Manchmal, wenn Karin Seehofer in China vom Damenprogramm zurückkehrt, legt er ihr die Hand auf die Schulter. Es ist eine kleine Geste der Zuneigung, doch ihre Arme baumeln schlaff am Körper.

Er muss jetzt noch mal raus, ran ans Volk. Drei Stunden saß er im Rathaus von Kempten, Kabinettssitzung in der bayerischen Provinz, es ging um die Breitbandverkabelung von Schwaben, es war fade Lokalpolitik.

Auf der anderen Seite des Rathausplatzes stehen einige Bürger und blinzeln in die Mittagssonne."Wie geht's euch?", ruft Seehofer. Schweigen. "Ist doch schön hier!", setzt der Ministerpräsident nach. Stummes Kopfnicken. Da tritt ein kleiner Mann mit einem Bauch wie ein Ballon vor und fragt, ob Seehofer abgenommen habe. "Zehn Kilo", bestätigt Seehofer. Er streicht zufrieden über seinen Bauch.

Nun entspinnt sich ein fröhliches Gespräch über die Mühen der Diät im fortgeschrittenen Alter, für ein paar Sekunden ist Seehofer nicht Ministerpräsident, sondern Mensch im Kampf gegen Speckröllchen. Großes Gelächter. "Macht's gut", ruft Seehofer und schüttelt Hände zum Abschied. Dann steigt er in sein Auto.

Für einen Moment scheint es so, als habe doch alles noch ein Ziel, als mache Seehofer nicht nur Politik für Seehofer. "Mein Verbündeter ist das Volk", sagte er oft, als er noch einfacher Abgeordneter in Berlin war.

Aus der Seitenablage der Limousine zieht er jetzt feuchte Desinfektionstücher, sie riechen stechend nach Zitrone. Er fährt sich damit über die Innenflächen der Hände. Es sieht aus, als wolle er sich den Bürgerkontakt abwaschen.

Skandal beim Henri-Nannen-Preis im Schauspielhaus

Der Henri-Nannen-Preis geht an einen "Spiegel"-Redakteur, der mit einer Reportage gewann, die zum Teil keine ist. Ein handfester Skandal.

Von Stephanie Nannen, Hamburger Abendblatt, 9. Mai 2011

Als "Spiegel"-Redakteur René Pfister am Freitagabend auf die Bühne des Hamburger Schauspielhauses kletterte, war alles in bester Ordnung. Ein Großteil der Preise war bereits vergeben, Tiefes war gefühlt, Lustiges belacht, Lächerliches bestirnrunzelt worden. Die Journaille feierte sich, wie von Moderatorin Katrin Bauerfeind empfohlen, klopfte sich bei jedem ausgezeichneten Beweis dafür, dass Qualitätsjournalismus alle Medienkrisen überleben wird, auf die eigene Schulter - und auch das Büfett befand sich schon in Aufstellung.

Pfister selbst hatte eigentlich auch alles richtig gemacht: Er hatte - dem Dresscode zuliebe - doch noch aus der Jeans in den Smoking gefunden, die Haare frisiert, ein sympathisches Lächeln aufgesetzt, sodass sich die 1200 Gäste des Henri-Nannen-Preises mit ihm freuen konnten, wenn er den "Henri" für die beste Reportage in Empfang nehmen würde. Nicht zuletzt hatte er im August vergangenen Jahres offenbar auch die richtige Reportage geschrieben. "Am Stellpult", eine Nahaufnahme des bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer. Sie beschreibt zu Beginn den Keller von Seehofers Ferienhaus in Schamhaupten, in dem dieser eine Märklin-Eisenbahn aufgebaut habe, "ein Modell von Seehofers Leben", das seit Jahren erweitert werde, in dem auch Angela Merkel Platz finde - als Plastikfigur auf einer Diesellok. Ein Keller, der die Welt bedeutet, in dem Horst Seehofer sich eine "Welt nach seinem Willen" geformt habe: "Er steht dort am Stellpult, und die Figuren in den Zügen setzen sich in Bewegung, wenn er den Befehl dazu erteilt." So formulierte Pfister und wurde jetzt von der Jury ausgezeichnet - es heißt, die Entscheidung sei

knapp zugunsten des "Spiegel"-Redakteurs ausgegangen, weil er diese beeindruckende Nähe zur Person gefunden habe, schließlich sei er ja sogar in diesem Keller gewesen.

Ausgezeichnet mit dem vielleicht wichtigsten Preis des Abends, dem Preis, der Egon-Erwin-Kisch-Preis hieß und den "Stern"-Gründer Henri Nannen 1977 ins Leben gerufen hatte. Um journalistische Qualität zu fördern. "Geo"-Chefredakteur Peter-Matthias Gaede überreichte die Bronze-Statue. Der Autor habe "Persönlichkeitsnischen" und "Charakterhöhlen" eines Mannes im Keller ans Licht gebracht, sagte Gaede. Herzlichen Glückwunsch!

Einziges Problem an der Sache: René Pfister hat nie im Leben einen Schritt in diesen Keller getan. Er hat die Modelleisenbahn nie gesehen. Hat Seehofer nicht schalten und auch nicht walten sehen in diesem Hobbykeller. Weiß er sicher, ob Frau Merkels Konterfei wirklich auf einer Plastikfigur Diesellok fährt? Unwillkürlich fragt man sich, ob er überhaupt sicher weiß, dass es diese Eisenbahn mit ihren Abstellgleisen und Talfahrten gibt.

Die Reportage, die beste Reportage des Jahres 2010, ist eine Vortäuschung falscher Tatsachen. Sie ist nicht echt. Weil der Autor nicht das aufgeschrieben hat, was er gesehen hat. Eben weil er nichts gesehen hat.

"Nichts ist verblüffender als die einfache Wahrheit", schrieb Egon Erwin Kisch vor 86 Jahren im Vorwort zu seinem Buch "Der rasende Reporter". Die einfache Wahrheit am Freitag gegen 22 Uhr war eine Ohrfeige. Eine schallende Ohrfeige für die anwesenden Journalisten, für die Jury, die sich durch 791 Texte gelesen und die gestritten, die fein abgewogen hatte; eine Ohrfeige für den Gastgeber, G+J-Vorstandschef Bernd Buchholz, der "Recherche, Nachfrage und Selektion" als Werkzeuge des Qualitätsjournalismus benannte, und eine für den Ritter des Qualitätsjournalismus, Wolf Schneider ("Qualität kommt von Qual"), der den "Henri" für sein Lebenswerk erhielt.

Die Wahrheit lautet: Pfisters Reportage ist in wichtigen Teilen des Textes keine Reportage, und er hat diesen Umstand nicht kenntlich gemacht. Sie ist - was diese Teile angeht - lediglich das Ergebnis von Gesprächen mit CSU-Chef Seehofer, wie

Pfister auf der Bühne sagte. Der nämlich habe ihm, Pfister, auf einer Reise nach China von seiner Eisenbahn und allen anderen Details erzählt.

Noch einmal: Nicht nur sieht der Autor der besten Reportage des Jahres 2010 sich den Keller, der Fundament seiner Geschichte wird, nicht an. Er übernimmt einfach Beschreibungen eines Politikers. Noch dazu eines Mannes, den er selbst in seinem Text mit folgenden Worten beschreibt: "Seehofer reicht es, wenn er Menschen steuern kann wie seine Eisenbahn."

Und wenn es noch schlimmer geht, dann kommt es so: Niemand bemerkt das. Jeder, der den Text liest, geht davon aus, dass alles mit eigenen Augen gesehen wurde. Die Kollegen beim "Spiegel" genauso wie die "Spiegel"-Leser und letztlich die Jury des Henri-Nannen-Preises. Offenbar hat niemand die Frage gestellt: Was muss man tun, um in diesen Keller zu kommen? Bis die - bis dahin als gar nicht so investigativ eingeschätzte und von manchem Gast belächelte - Katrin Bauerfeind an diesem Freitagabend genau das wissen möchte.

Dass René Pfister auf der Bühne coram publico so offen antwortet, preisgibt, was nicht den Preis wert ist, wirkt, als sei ihm überhaupt nicht bewusst, was er eigentlich getan hat. Dieser Eindruck verfestigt sich, als er dieser Zeitung gestern auf Anfrage Folgendes sagte: "Die Recherche für den Einstieg mit Seehofers Eisenbahn basiert auf zahlreichen Gesprächen mit Seehofer selbst und engen Mitarbeitern. Ich beobachte ihn seit 2004 für den ‚Spiegel', und in all den Jahren hat er immer wieder von der Bahn in seinem Ferienhaus berichtet. Vor Erscheinen des Artikels habe ich dann noch mit einem ‚Spiegel'-Kollegen geredet, der sich dort von ihm die Eisenbahn hat zeigen lassen. Der Text erweckt meiner Meinung nach nicht den Eindruck, als sei ich zu einem konkreten Zeitpunkt selbst mit Seehofer in dem Keller gewesen. Es ist die Schilderung dessen, was ich in langer Recherche über Seehofer und seine Modelleisenbahn zusammengetragen habe."

Juror Gaede hat wie alle anderen Jury-Mitglieder nichts gewusst: "Ich war durchaus überrascht davon, dass René Pfister den Keller des Herrn Seehofer nicht persönlich betreten hat. Doch muss man sich fragen, ob es nicht ein viel entscheidenderes Kriterium für die Bewertung des Textes gibt: Hatte René Pfister

authentische Quellen (nämlich die Quelle Seehofer selber), hat er die Wahrheit geschrieben, hat er plausible und legitime Schlüsse gezogen? Davon gehe ich nach wie vor aus. Und dass der Autor selber keine Betrugsabsicht hatte, offenbart meiner Meinung nach die offenherzige Art, in der er die Genese seines Textes ausgerechnet auf der Bühne angesprochen hat."

Mehrere Juroren bestehen auf einer Aussprache, die nach Abendblatt-Informationen heute in einer Telefonkonferenz beginnen soll.

Pfisters Text ist ein Betrug an der Wahrheit, ist Verrat dessen, woran Journalisten mindestens zu glauben vorgeben. Er ignoriert alles, was an diesem Abend gefeiert wird, und erhebt sich in einer Weise über die Recherchen und Mühen der Kollegen, dass man sich abwenden möchte. Anders als es bei einem Guttenberg gewesen wäre - dem es geholfen hätte, wäre deutlich geworden, dass er die Wissenschaft nicht absichtlich getäuscht hätte -, ist der fehlende Vorsatz hier nicht schuldmindernd. Nicht zu wissen bedeutet in diesem Falle, sein Handwerk nicht zu verstehen. Das ist die nächste Ohrfeige. Für den Qualitätsjournalismus, der doch den Unterschied machen soll zu Facebook und Twitter. Um den allein es an diesem Abend in Hamburg und um den es den meisten Gästen lebenslang geht.

Im Saal weiß man jetzt grad nicht, ob noch das Lächeln der Gäste leuchtet oder doch die Displays der nicht ausgeschalteten Mobiltelefone, auf denen eilig SMS geschrieben werden: Hab ich richtig gehört? Hat er wirklich gerade gesagt, er war gar nicht in diesem Keller gewesen?

Im Foyer und am Büfett gibt es eine halbe Stunde später kein anderes Thema, und am Wochenende brodelt es hinter den Kulissen der Medienwelt. Manche meinen, man müsse René Pfister den Preis gleich wieder entziehen. Auch in der Jury gibt es diese Stimmung. Es rauscht nun im Blätterwald. Man fühlt sich getäuscht. Und was dem "Spiegel" als Doppelsieg (das Autorenteam um Ullrich Fichtner erhielt für "Bundeswehr. Ein deutsches Verbrechen" den "Henri" für die beste Dokumentation) zum Triumph hätte gereichen können, wird jetzt zur Schande.

Als Christine Kröger, Reporterin des "Weser-Kuriers", am Freitagabend ihren Preis für die beste investigative Leistung aus den Händen von "taz"-Chefredakteurin

Ines Pohl in Empfang nahm, war sie sichtlich vollkommen überrascht davon, dass die Wahl der Jury auf sie gefallen war. Beinahe verzagt wirkte sie, bemüht, die Laudatorin und nicht die journalistischen Eminenzen im Saal anzusehen. Als fühle sie sich zu klein für diese Pracht. Ob sie sich denn freue über den "Henri"? "Ich kann das noch gar nicht glauben", sagt sie dann, "ich bin doch nicht vom ‚Spiegel' oder vom ‚Stern'." Wenige Viertelstunden später hatte dieser Satz plötzlich einen ganz, ganz neuen Nachklang.

Der Skandal findet nicht statt

Ein offener Brief an Stephanie Nannen

Von Ariel Hauptmeier, www.reporter-forum.de, 9. Mai 2011

Sehr geehrte Frau Nannen,

wir wundern uns. Ich wundere mich, und auch die Kollegen, mit denen ich heute morgen gesprochen habe, wundern sich. Über die Anwürfe, die Sie gegen den Kollegen René Pfister erheben, in Ihrem heute im Hamburger Abendblatt erschienenen Artikel „Skandal beim Henri-Nannen-Preis“.

Sie kritisieren, dass René Pfister die Auszeichnung für die beste Reportage erhalten hat. Es geht um sein im „Spiegel“ erschienenes Porträt über den CSU-Vorsitzenden Horst Seehofer. René Pfister erklärte bei Entgegennahme des Preises frank und frei, dass er die Einstiegsszene – Horst Seehofer am Stellpult seiner Modelleisenbahn – nicht selbst beobachtet, sondern rekonstruiert habe. Aus wiederholten Gesprächen mit Horst Seehofer über besagte Modelleisenbahn-Leidenschaft.

Dieses Eingeständnis sorgte durchaus für Stirnrunzeln im Publikum. Denn in der Tat ist die Rekonstruktion nicht als solche kenntlich gemacht, und sicher haben viele Leser – darunter offenbar auch etliche Juroren – diesen Textabschnitt so gelesen, als habe René Pfister persönlich neben Seehofers Stellpult gestanden. Was er nicht hat.

Daraus konstruieren Sie einen Skandal. Ich fasse zusammen:

„Die Reportage, die beste Reportage des Jahres 2010, ist eine Vortäuschung falscher Tatsachen. Sie ist nicht echt. Weil der Autor nicht das aufgeschrieben hat, was er gesehen hat. Eben weil er nichts gesehen hat. (..) Die Wahrheit lautet: Pfisters Reportage ist in wichtigen Teilen des Textes keine Reportage, und er hat diesen Umstand nicht kenntlich gemacht. (..) Pfisters Text ist ein Betrug an der Wahrheit, ist Verrat dessen, woran Journalisten mindestens zu glauben vorgeben. Er ignoriert alles,

was an diesem Abend gefeiert wird, und erhebt sich in einer Weise über die Recherchen und Mühen der Kollegen, dass man sich abwenden möchte. Anders als es bei einem Guttenberg gewesen wäre - dem es geholfen hätte, wäre deutlich geworden, dass er die Wissenschaft nicht absichtlich getäuscht hätte -, ist der fehlende Vorsatz hier nicht schuldmindernd. Nicht zu wissen bedeutet in diesem Falle, sein Handwerk nicht zu verstehen. Das ist die nächste Ohrfeige. Für den Qualitätsjournalismus, der doch den Unterschied machen soll zu Facebook und Twitter. Um den allein es an diesem Abend in Hamburg und um den es den meisten Gästen lebenslang geht. (..) Im Foyer und am Büfett gibt es eine halbe Stunde später kein anderes Thema, und am Wochenende brodelt es hinter den Kulissen der Medienwelt. Manche meinen, man müsse René Pfister den Preis gleich wieder entziehen. Auch in der Jury gibt es diese Stimmung. Es rauscht nun im Blätterwald. Man fühlt sich getäuscht. Und was dem "Spiegel" als Doppelsieg (das Autorenteam um Ullrich Fichtner erhielt für "Bundeswehr. Ein deutsches Verbrechen" den "Henri" für die beste Dokumentation) zum Triumph hätte gereichen können, wird jetzt zur Schande.“

Das kann man so nicht stehen lassen. Bitte erlauben Sie mir, die Vorwürfe nach und nach durchzugehen.

1. „Vortäuschung falscher Tatsachen“. Pardon: Sie übertreiben. Schauen Sie sich den Text noch einmal genau an: René Pfister erweckt nicht den Eindruck, er sei mit Horst Seehofer in dessen Keller hinabgestiegen, wo der CSU-Vorsitzende, ich phantasiere, „die Lok behutsam aufs Gleis zurücksetzt“ – solche szenischen Beschreibungen, die eine direkte Beobachtung suggerieren, gibt es nicht.

2. „Ist in wichtigen Teilen des Textes keine Reportage“. Auch das stimmt nicht: Reportagen leben immer auch von der szenischen Rekonstruktion von Vorgängen, die der Autor nicht selbst erlebt hat. Bitte machen Sie sich die Mühe und schauen Sie sich die Kisch-Preisträger der vergangenen Jahre an. Da gibt es etliche Beispiele. Ich nenne nur eines: Ullrich Fichtners Rekonstruktion des „Falls von Bagdad“. Nein, er ist nicht dabei gewesen, als sich die irakische Armee-Einheit

auflöste, ja, er schreibt im Indikativ darüber, szenisch, so, als sei er dabei gewesen – und das zu Recht. Weil er das Material seiner Rekonstruktion sorgfältig recherchiert hat. Stimmt: In jenem Fall ist die Rekonstruktion offensichtlich, in diesem Fall mischt sie sich mit direkt Erlebtem. Hätte man trennen müssen. Ungeschickt.

3. „Betrug“, „Verrat“, „erhebt sich“, „Guttenberg“, „schuldmindernd“, „Ohrfeige“ – mit Verlaub, Sie vergreifen sich im Ton. Die Vergleiche hinken und sind beleidigend. Es geht hier um einen Reportage-Einstieg, um einige Absätze, nicht um eine gefälschte Doktorarbeit.

4. „Im Foyer und am Büfett gibt es eine halbe Stunde später kein anderes Thema.“ Jetzt muss ich zurückfragen – sind Sie am Freitag da gewesen? Waren wir auf der gleichen Veranstaltung? Ich habe an dem Abend mit vielen Leuten gesprochen, und exakt null Menschen haben sich aufgeregt über den rekonstruierten Einstieg von René Pfisters Siegerreportage. Ich habe es so gehört: „Schade, dass ein ganz normales Politikerporträt gewonnen hat. Klar, guter Text, aber die anderen beiden (Henk, Schüle) waren origineller. Und dass Pfister die Seehofer-Modelleisenbahn-Erzählung nicht als solche kenntlich gemacht hat, ist natürlich ungeschickt. Wäre besser, wenn er es getan hätte.“ That’s it.

5. „Am Wochenende brodelt es hinter den Kulissen der Medienwelt.“ Auch das ist an mir vorbei gegangen. Stimmt: Erste Zeitungen und Online-Medien berichten. Fragen. Lassen nicht genannten Juroren anonym mit Schlamm werfen. Meinen Sie das mit „brodeln“?

Liebe Frau Nannen, ihr „J’accucse“ läuft ins Leere. Der Text über Horst Seehofer wurde nicht ausgezeichnet, weil René Pfister bei Seehofer im Keller war, das ist keine Leistung, dort sind viele Journalisten gewesen. Der Text wurde ausgezeichnet, weil ihn die Jury offenbar für tiefschürfend, treffend, erhellend, gut

beobachtet und klug notiert hielt; die Einsstiegsszene ist nur ein Element unter vielen. Die Frage, ob diese Reportage die beste des ereignisreichen Jahres 2010 sei, ist berechtigt. Die Debatte, wie weit ein Journalist gehen darf bei der Rekonstruktion von nicht selbst Erlebtem, ist alt, sinnvoll und muss weiter geführt werden.

Aber der Skandal findet nicht statt.

Mit freundlichen Grüßen

Ariel Hauptmeier

Nachtrag, 10. Mai

Nun also doch große Aufregung - die Jury hat René Pfister den Preis aberkannt. Das wirft viele Fragen auf. Welche Rolle spielte die Einstiegsszene bei der Bewertung des Textes? Warum sah niemand, dass es sich dabei um eine "Spiegel"-übliche Rekonstruktion handeln könnte? Warum fragte niemand beim Autor nach, ob er im Keller war? War es richtig, ausgerechnet diesem Text die Bürde der "besten Reportage" umzuhängen? Ist es richtig, nun die Höchststrafe zu verhängen? Wer hat nun den Schwarzen Peter, René Pfister oder die Jury? Fragen über Fragen.

Erklärung der Jury des Henri-Nannen-Preises

9. Mai 2011

Die Jury des Henri Nannen Preises hat in ihrer Sitzung am 5. Mai 2011 den Preis für die beste Reportage des Jahres 2010 (Egon Erwin Kisch-Preis) an den „Spiegel“-Reporter René Pfister für ein Porträt des bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer vergeben.

Nach der Jury-Entscheidung wurde durch eigene Bekundung Pfisters bekannt, dass die Eingangspassage der preisgekrönten Reportage, eine detaillierte Schilderung von Seehofers Umgang mit seiner Modelleisenbahn im Keller seines Ferienhauses, entgegen dem Eindruck der Leser und aller Juroren nicht auf der eigenen Wahrnehmung des Autors beruht. Die Glaubwürdigkeit einer Reportage erfordert aber, dass erkennbar ist, ob Schilderungen durch die eigene Beobachtung des Verfassers zustande gekommen sind, oder sich auf eine andere Quelle stützen, die dann benannt werden muss.

Die Jury hat deswegen am 8. Mai die Reportage Pfisters und die Preisvergabe noch einmal intensiv diskutiert und am Ende mehrheitlich entschieden, ihr Urteil zu revidieren. René Pfister wird der Preis aberkannt.

Die Jury betont aber, dass sie keinen Zweifel an der Korrektheit von Pfisters Fakten hat. Von einer „Fälschung“ kann keine Rede sein. Zudem besteht der weitaus größte Teil der Reportage aus eigenen Beobachtungen Pfisters, die er bei wiederholten Begegnungen mit Seehofer und bei dessen Begleitung auf Reisen gewonnen und zu einem sprachlich wie dramaturgisch gelungenen Text verarbeitet hat.

Wenn aber eine Reportage als die beste des Jahres ausgezeichnet und damit als vorbildlich hervorgehoben werden soll, muss sie besondere Anforderungen erfüllen. Pfisters Text erfüllt diese Anforderung nach Ansicht der Jury-Mehrheit nicht.

Unverständnis über Aberkennung des Egon-Erwin-Kisch-Preises

SPIEGEL-Redakteur René Pfister hatte den diesjährigen Henri-Nannen-Preis für die beste Reportage erhalten. Nun hat die Jury ihm die Auszeichnung aberkannt. Der SPIEGEL nimmt die Entscheidung der Jury mit Unverständnis zur Kenntnis:

Der Spiegel, Spiegel-online, 9. Mai 2011

"Mit Unverständnis hat der SPIEGEL die Entscheidung der Henri-Nannen-Preis-Jury zur Kenntnis genommen, SPIEGEL-Redakteur René Pfister den Egon-Erwin-Kisch-Preis für seine Reportage ("Am Stellpult") abzuerkennen.

René Pfister hat in den ersten vier Absätzen seiner vier Seiten umfassenden Geschichte über Horst Seehofer das Hobby des CSU-Vorsitzenden geschildert, der in seinem Keller eine Märklin-Eisenbahn stehen hat. Die Informationen für den Einstieg beruhten auf Gesprächen mit Seehofer, dessen Mitarbeitern sowie SPIEGEL-Kollegen, die den Hobbykeller selbst in Augenschein genommen haben. An keiner Stelle hat der Autor behauptet, selbst in dem Keller gewesen zu sein.

Die Fakten der Eingangspassage sind zudem unbestritten.

In der Vergangenheit sind bereits öfter Geschichten mit dem Egon-Erwin-Kisch-Preis ausgezeichnet worden, die szenische Rekonstruktionen enthielten. Jede Reportage besteht nicht nur aus Erlebtem, sondern auch aus Erfragtem und Gelesenem.

Die Jury hat mehrheitlich entschieden, René Pfister den Preis abzuerkennen, ohne ihn selbst anzuhören oder Gelegenheit zur Stellungnahme zu geben.

Ein solcher Umgang mit einem untadeligen Kollegen widerspricht den Regeln der Fairness."

Haben wir erlebt, wovon wir schreiben?

Der Kollege René Pfister hat einen handwerklichen Fehler gemacht. Dafür wurde ihm der Henri-Nannen-Preis aberkannt. Ist das folgerichtig? Man sollte lieber über journalistische Kategorien sprechen.

Von Frank Schirrmacher, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11. Mai 2011

René Pfisters preisgekrönter Text „Am Stellpult“ ist ein glänzend geschriebenes Stück, in dem, so weit man das irgend sagen kann, eigentlich jedes Wort stimmt. Seehofer in der Staatskanzlei, Seehofer auf Reisen, Seehofer unter Schülern, Seehofer, der aufreizende SMS an Parteifreunde sendet („Wo bleibt die Revolution?“) – überall war der Autor dabei. Nein, offenbar nicht überall.

In den ersten drei Absätzen beschreibt Pfister die Modelleisenbahn, die Horst Seehofer im Keller seines Ferienhauses unterhält. Die Märklin-Welt wird ihm zur Metapher für Seehofers Wirklichkeitsverständnis. Hier war er nicht dabei. Und das wissen wir, weil er selbst es am Abend der Preisverleihung freimütig erzählte. Und tatsächlich, er behauptet in seinem Text auch nichts anderes: Einmal auf die Spur gebracht, stellt man fest, dass der sprachbewusste Autor gerade am Anfang mit Bedacht jedes Authentizitätskolorit vermeidet. Pfister zeigt keinen Seehofer, der Zuggeräusche nachahmt oder mit rotem Kopf und Schaffnermütze die Märklin-Züge lenkt. Er beschreibt die Anlage, die ihm jetzt zum Verhängnis werden soll, eindeutig als Bild, nicht als Ereignis, als Modell für ein Modell.

Moralische Verschärfung

Was also wird ihm vorgeworfen? Der Vorwurf lautet, dass er hier etwas erzählt, was er nicht selbst erlebt hat. Es fehlt der Begehungsnachweis für den Keller, ein Nachweis, den man allerdings bei ähnlichen Reportagen über Kabinetts- oder Jurysitzungen – vielleicht zu Unrecht – bisher nicht eingefordert hat. „Erlebnis“ ist keine triviale Kategorie, und die Bedenken derjenigen, die es anmahnen, sind ernst zu nehmen. Egon Erwin Kisch, einst Namenspatron des Preises, hat sie für Reportagen

etabliert. „Erlebnis“ ist der Kern dieser Debatte. Und damit freilich auch die Frage, ob es sich hier am Ende um einen Kategorienfehler handelt und der Text in der falschen Kategorie ausgezeichnet wurde.

Aus all dem aber wird etwas ganz anderes. Es entsteht eine Debatte, die den Ruf eines glänzenden Journalisten beeinträchtigen kann. Diese moralische Verschärfung liegt nicht an den Juroren, deren Einwände nur handwerklicher Art waren. Doch so sehr sich die Jury bemüht, in ihrer Preisentzugs-Meldung deutlich zu machen, dass der Autor allenfalls handwerkliche Fehler gemacht hat, und so verantwortungsbewusst alle Juroren mit ihrem Urteil waren – dieser Zug scheint längst abgefahren. Aus einer handwerklichen Diskussion wird eine moralische. Ehrabschneiderische Artikel, in denen Pfister wie ein Betrüger dasteht, und Journalisten, die die Ethik des Journalismus verteidigen wollen, sich selbst und ihre Kollegen aber als „versammelte Journaille“ kennzeichnen, haben die Geschäftsgrundlage der Debatte nachhaltig verändert. Ehe man also zu der in der Tat notwendigen Debatte über Preise im Journalismus, über Formen und Genres kommt, und auch über Jurys, ist etwas zur Ehre von René Pfister zu sagen.

Kollegen des „Spiegel“, wo Pfister als Redakteur arbeitet, haben den Keller gesehen und die Spielzeugeisenbahn fotografiert. Aber Pfister selbst eben nicht. Der Redakteur hat etwas, von dem offenbar viele wussten, ohne etwas damit anfangen zu können, in die Hand genommen, kunstvoll zusammengesetzt und als Modell für Seehofers Seele genutzt. Dass er hätte angeben sollen, dass er die Eisenbahn selbst nicht gesehen hat, ist am Ende gar nicht strittig. Strittig ist, ob man ihm dafür den Preis entziehen sollte und mit dieser Sanktion den Kollateralschaden in Kauf nimmt, den das für den jungen Journalisten bedeutet. Einen Preis nicht zu vergeben ist das eine, einen vergebenen zu entziehen, ist etwas anderes. Für mich selbst jedenfalls stelle ich fest, dass ich als Juror, von der Authentizität des Beginns überzeugt, kein Indiz dafür nennen kann, dass der Autor behauptet, dabei gewesen zu sein. Mein Fehler.

Gewiss: Pfister hat einen handwerklichen Fehler gemacht, da er den Text ja selbst auch als Reportagetext einreichte. Er sagt zwar nirgendwo, dass er in Seehofers

Hobbykeller war, aber der Leser glaubt, dass er es war. Es wäre Pfister ein Leichtes gewesen, die Klippe zu umschiffen: Da Seehofer offenbar die Angewohnheit hat, die Leute manisch mit seinen Eisenbahngeschichten zu langweilen (sogar in China, wie Pfister erzählte), wäre das ein schöner Bestandteil des Psychogramms geworden. Pfister hat das nicht getan. Er kennt Seehofer seit Jahren. Seit 2004 hat er insgesamt 23 Porträts oder Interviews über und mit Seehofer gemacht, bei denen er entweder alleiniger Autor war oder einer von zweien. Vermutlich kam er gar nicht auf die Idee – was er leicht hätte tun können –, Seehofer um eine Audienz im Keller zu bitten. Aber er hat auch nicht einfach ein Ondit zum Aufhänger seiner Geschichte gemacht. Seehofer selbst hat ihm die Geschichte erzählt, und die Fakten wurden verifiziert. Das ist der elementare Unterschied zum Schreiben nach bloßem Hörensagen.

Der Preis kennt viele Fälle

Die Geschichte des Nannen-Preises kennt eine Vielzahl solcher Fälle. Sabine Rückerts zu Recht preisgekrönter Text „Wie das Böse nach Tessin kam“ operiert ganz ähnlich („die Sonne füllte die Terrasse mit milchigem Licht“), der Unterschied liegt darin, dass der Leser natürlich weiß, dass die Autorin bei dem authentisch beschriebenen Mord nicht dabei gewesen sein konnte und dass es eine Rekonstruktion ist. Das 2004 preisgekrönte Stück „Schröders Spiel“, geschrieben von vier „Spiegel“-Redakteuren, nahm das Innenleben der rot-grünen Koalition in Augenschein, auch da war nicht haargenau zu erkennen, wer, wann wo selbst dabei war, dabei gewesen sein konnte. Streit hatte es auch schon 1998 gegeben, im zwanzigsten Jahr des Egon-Erwin-Kisch-Preises, der seit 2005 Nannen-Preis heißt. Damals ging es um Kai Hermanns Stück „Eine Liebe in Berlin“ aus dem „Stern“, das die Beziehung eines Punker-Pärchens rekonstruierte. Weitere Beispiele lassen sich finden.

Ist also reportagehafte Rekonstruktion über zuverlässige Quellen immer nur dann erlaubt, wenn der Leser weiß, dass es unmöglich ist, dass der Autor erlebt hat, wovon er schreibt? Das ist eine wichtige formale Frage, die weit über den aktuellen Fall hinausgeht. Sie ist im Internetzeitalter, in dem Journalismus immer häufiger auf virtuelle Erfahrungen reagiert, dringender denn je. Wissen wir, wovon wir reden? Haben wir erlebt, was wir aufschreiben, und schreiben wir auf, was wir erlebt haben?

Ist die Motivforschung, das Psychologisieren, die Seelendeutung, aus der ein ganzes journalistisches Genre geworden ist, legitim oder nicht?

Das ist eine wichtige, ernste Debatte. Die Frage ist nur, ob René Pfister für all das der richtige Anwendungsfall ist. Die Frage ist, ob er – was die Juroren nicht wollten – zum Sündenbock eines viel allgemeineren Unbehagens wird. Einer medialen Wirklichkeit, die das „Erleben“ zur virtuell immer verfügbaren, ständig sich eskalierenden Ressource macht – in der beispielsweise wochenlang hautnah über die „Helden von Fukushima“ berichtet wird, ehe sich herausstellt, dass es zum Teil zwangsweise rekrutierte Gelegenheitsarbeiter sind. Das ist eine längst überfällige Debatte, und in Wahrheit ist es eine Debatte über Kriterien und das, was preiswürdig ist und was nicht. René Pfister aber taugt in ihr nicht als böser Bube.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2011. Alle Rechte vorbehalten.

Die Jury muss dran glauben

Die Jury des Henri-Nannen-Preises muss zurücktreten, weil sie zunächst eine falsche Entscheidung getroffen und dann den von ihr verliehenen Preis in eine Bestrafung des von ihr Ausgezeichneten verwandelt hat. Ein guter Einstieg? Mag sein. Lesen Sie selbst.

Von Hans Leyendecker, Süddeutsche Zeitung, 11.05.2011

Der Einstieg in eine Geschichte oder einen Kommentar müsse wie ein Lasso sein, mit dem der Leser eingefangen wird. Dieser müsse gleich überzeugt werden, dass sich das Weiterlesen lohne, hat vor Jahren ein Spiegel-Chefredakteur seinen Leuten geraten.

Also, ein Versuch: Die Jury des Henri-Nannen-Preises muss zurücktreten, weil sie zunächst eine falsche Entscheidung getroffen und dann den von ihr verliehenen Preis in eine Bestrafung des von ihr Ausgezeichneten verwandelt hat. Die Forderung nach dem Rücktritt fällt noch leichter, weil die Jury es nicht mal für nötig hielt, den Betroffenen anzuhören, und weil die berufliche Exekution durch eine Art Schnellgericht vollzogen wurde.

Ein schön zu lesender Anfang, der unvollständig war, und enttäuschte Juroren sind dem Spiegel-Redakteur René Pfister zum Verhängnis geworden. Er hatte in einem Porträt über Bayerns Ministerpräsident Horst Seehofer eine eindrucksvolle Szene in dessen Keller geschildert, die Pfister selbst nicht erlebt hatte. Er hatte nur aufgeschrieben, was ihm Seehofer und andere über den Keller berichtet hatten.

Das Geschriebene war nicht falsch. Falsch war es, dass Pfister den Umstand, dass er nur Zeuge vom Hörensagen war, in der Geschichte nicht erwähnt hatte. Der Hinweis, dass es sich um eine szenische Rekonstruktion handelt, hätte den Anfang nicht verwüstet, sondern lediglich klar gemacht, dass der Autor nicht dabei war. Eine Illusion weniger, nicht mehr.

So schwer kann es auch nicht sein, bei Seehofers nach unten zu kommen. Ein Reporter der Bunten, der alte Paul Sahner, hatte 2006 in einem Stück über Seehofer ("Die Lokomotive der CSU") die Keller-Szene so ähnlich beschrieben wie jetzt Pfister. Übrigens auch als Einstieg. Die Lokführerin des Triebwagens nannte der CSU-Politiker damals "Merkel". Bei Pfister dreht sie jetzt als kleine Plastikfigur auf einer Diesellok ihre Runden.

Ein viel größerer Fehler allerdings war es, ein politisches Porträt mit einer Reportage zu verwechseln. Diesen Fehler hat die Jury begangen - jedenfalls die Mitglieder des Gremiums, die den Pfister-Beitrag für die beste Reportage des Jahres 2010 gehalten haben. Entweder gab es aus Sicht der Jury im Vorjahr zu wenig auszeichnungswürdige Reportagen. Oder einigen Juroren ist nicht ganz klar, was eine Reportage auszeichnet. Keller allein reicht als Stilmittel nicht. Das beliebte Sitzen am Küchentisch reicht auch nicht. Die aufklärerischen Reportagen angelsächsischer Schreiber enthalten übrigens nicht die deutschen Stilmittel wie das beliebte Rühren in einer Kaffeetasse, sondern den Hinweis auf die Quelle, die eine Figur erst zur Figur macht .

Die Aufregung nach der Preisverleihung hat viele Gründe. Für Unmut sorgt, dass der Nannen-Preis mit Smoking und rotem Teppich immer mehr an eine Bambi-Veranstaltung erinnert. Auch geistert der Verdacht umher, dass sich eine Seilschaft im Norden die Preise zuschustere. Bei all dem gerät in Vergessenheit, dass der Reporter-Preis nach Egon Erwin Kisch benannt wurde, der die Grenze zwischen Realität und Erfindung gern überschritt, wenn es denn der Geschichte diente. Seine Kollegen beschwerten sich , dass seine Erfindungen besser gewesen seien als die Wirklichkeit. Immerhin, das kann Pfister niemand vorwerfen.

Der Autor bekam 2007 mit Kollegen einen Nannen-Preis für die beste investigative Recherche.

„Wir waren der Überzeugung: Er war im Keller“

Die Aberkennung des Henri-Nannen-Preises für „Spiegel“-Autor René Pfister sorgt für großen Wirbel. Juror und FOCUS-Herausgeber Helmut Markwort verteidigt im Interview die umstrittene Entscheidung und erläutert, warum er Pfisters Reportage nicht preiswürdig findet.

Von Helmut Markwort, www.focusonline.de, 11. Mai 2011

FOCUS Online: Herr Markwort, haben Sie in Ihrer langjährigen Zeit als Juror so etwas schon mal erlebt?

Helmut Markwort: Nein, ich bin von Anfang an in der Henri-Nannen-Jury und sitze auch in den Jurys anderer renommierter Preise. Was jetzt passiert, ist eine einmalige Sache. Aber ich verstehe die Aufregung und finde die Aberkennung des Preises notwendig. Nach dem Bekenntnis Pfisters auf der Bühne und dem massiven Angriff der Enkelin von Henri Nannen in der Öffentlichkeit („Hamburger Abendblatt“) durfte die Jury sich nicht wegducken und feig schweigen. Es ist vernünftiger, eine Fehlentscheidung zu korrigieren, als so zu tun, als wäre nichts passiert.

FOCUS Online: Pfister beschreibt zu Beginn seines Textes ausführlich die Modelleisenbahn im Keller von Horst Seehofer. Ist die Frage, ob er selbst in Seehofers Keller war, bei der Vergabe des Preises thematisiert worden?

Markwort: Alle elf Juroren, einschließlich des „Spiegel“- Chefredakteurs Mathias Müller von Blumencron, waren der Überzeugung: Pfister war im Keller. Diese Szene ist der Aufhänger, der Kern und der rote Faden der Geschichte – und führt zum Titel „Am Stellpult“.

FOCUS Online: Warum ist es für die Qualität des Textes so wichtig, ob er die Bahn selbst gesehen hat oder sie sich von mehreren Zeugen hat beschreiben lassen?

Markwort: Von einer Reportage erwarte ich atmosphärische Erzählung, dass der Autor viel beschreibt, was er selbst gesehen hat. Und nicht nur vom Hörensagen. Dass Pfister sich auf Seehofer selbst beruft, legt den Verdacht nahe, dass er Seehofers PR auf den Leim gegangen ist. Ich finde die Geschichte qualitativ schwach, keineswegs die beste Reportage, und habe in der Jury auch gegen sie gestimmt. Es war eine knappe Kampfabstimmung. Die Jury hat in keiner der fünf Kategorien so intensiv und kontrovers diskutiert wie über die Reportage.

FOCUS Online: Wie haben Sie persönlich reagiert, als Pfister auf der Preisverleihungsgala sagte, dass er gar nicht im Keller war?

Markwort: Als Pfister auf die Frage der Moderatorin Katrin Bauerfeind, wie man in Seehofers Keller komme, ohne jedes Unrechtsbewusstsein einräumte, nie dort gewesen zu sein, ging ein Raunen durch das fachkundige Publikum. Auch ich war sehr erstaunt. Es war beim Empfang danach Gesprächsthema Nummer eins.

FOCUS Online: Die „Süddeutsche Zeitung“ schreibt, dass die Jury jetzt zurücktreten müsse, weil sie einen Fehler gemacht habe. Und der „Spiegel“ kritisiert, dass der Betroffene vor der Aberkennung nicht gehört worden sei.

Markwort: Das ist ein abwegiger Vorschlag. Die Jury entscheidet nicht nach Hören, sondern nach Lesen. Die erste Mehrheitsbewertung war unter falschen Voraussetzungen erfolgt. Außerdem hat der „Spiegel“-Chefredakteur eine Anhörung in der Telefonkonferenz gar nicht angeregt. Und welcher Teil der Jury sollte denn zurücktreten? Nur die, die für Pfister gestimmt haben, oder alle? Das ist eine alberne Forderung. Dann gäbe es bald überhaupt keine Jurys mehr.

FOCUS Online: Man könnte jetzt auf die Idee kommen, der FOCUS-Herausgeber gönnt dem „Spiegel“-Mann den Preis nicht.

Markwort: Gegen den Verdacht der Unfairness habe ich einen schlagenden Gegenbeweis: Ich habe mich beim Henri-Nannen-Preis „Dokumentation“ für den „Spiegel“-Beitrag „Ein deutsches Verbrechen“ eingesetzt und auch auf der Bühne als Laudator die „Spiegel“-Mannschaft gelobt und gepriesen.

FOCUS Online: Haben Sie auch etwas Mitleid mit dem jungen Kollegen, der nun in der Öffentlichkeit wie ein Fälscher da steht?

Markwort: Wenn gesagt wird, Pfister sei beschädigt oder gar zerstört worden, dann widerspreche ich dem energisch. Natürlich hat er einen Kratzer bekommen. Aber er ist fest angestellter Redakteur beim „Spiegel“, und man kann überall nachlesen, wie felsenfest seine Chefs hinter ihm stehen. Ich bin sicher: Ihm passiert überhaupt nichts. Wenn es nach dieser Entscheidung ein Opfer gibt, dann ist das Christian Schüle von der „Zeit“. Er hat eine hervorragende Reportage mit dem Titel „Kein Bock“ geschrieben. Das war für mich die beste Reportage des Jahres. Fast alle Juroren sagen, dass sie nicht für Pfister gestimmt hätten, wenn sie die Hintergründe gekannt hätten. Schüle hat eine wirklich gute Reportage geschrieben. Sie ist hier nachzulesen.

Ein Artikel ist keine Doktorarbeit!

Die Aberkennung des Henri-Nannen-Preises für René Pfister ist eine Schmähung für den Autor. Und das hat Pfister sicher nicht verdient.

Von Harald Martenstein, Tagesspiegel, 11. Mai 2011

Katrin Bauerfeind wird in die Geschichte des Moderationswesens eingehen, als erste Moderatorin, die einen von ihr interviewten Preisträger versehentlich um seine Ehrung gebracht hat. Denn bei der Verleihung des Nannen-Preises (der in der Kategorie Reportage nach Egon Erwin Kisch benannt ist), des Oscars der deutschen Journalisten, hat sie den „Spiegel"-Mann René Pfister gefragt, wie er in den Hobby-Keller des von ihm porträtierten CSU-Politikers Seehofer gelangt sei. Pfister antwortete, da sei er gar nicht gewesen. Seehofer hat ihm davon erzählt, Kollegen Pfisters waren auch wirklich dort. Nun wurde Pfister der Preis aberkannt.

Wenn man die Story liest, stellt man fest, dass Pfister auch gar nicht behauptet, den Keller betreten zu haben.

Er lässt es offen. Er beschreibt den Keller, sehr anschaulich und auch sachlich richtig, wie ein Historiker, der ein Buch übers alte Rom schreibt und die Römer anschaulich beschreibt. Ein journalistischer Text ist keine Doktorarbeit, in dem jede Quelle zitiert werden muss.

Nicht nur deshalb finde ich die Entscheidung, Pfister den Preis zu entziehen, überzogen. Die Aberkennung eines Preises ist ein pathetischer Akt, der eine Ehrung in ihr Gegenteil verkehrt, in eine öffentliche Schmähung, und das hat der Autor Pfister nicht verdient. Er hat nicht betrogen, nicht gelogen, alle Fakten stimmen, und seine Geschichte ist gut. Jetzt steht er in der Ecke von Tom Kummer und Guttenberg, zu Unrecht. Auch seine Kritiker sagen ja nicht, dass sein Text nicht hätte gedruckt werden dürfen, er sei lediglich, im Nachhinein betrachtet, nicht preiswürdig.

Der Namensgeber des Preises, Egon Erwin Kisch, hat die erste seiner berühmten Reportagen – behauptete er selbst – auf, wie es scheint, ähnliche Weise geschrieben. Er sollte über den Brand einer Mühle berichten, kam zu spät, und beschrieb den Brand, als sei er dabei gewesen. Später bereut er und schwört, so etwas nie wieder zu tun.

Pfisters Text unterscheidet sich von Kischs Text, weil bei Pfister die Fakten stimmen und nachgeprüft sind, Kisch hatte frei erfunden. Pfisters Text ist auch etwas anderes als eine Reportage, nämlich ein Politiker-Porträt, und wenn wir Journalisten in Politiker-Porträts nur noch auf das zurückgreifen dürften, was wir gemeinsam mit ihnen erlebt haben, dann könnten solche Porträts nur noch selten veröffentlicht werden.

Für die Qualität eines Textes gibt es viele Kriterien, die Eleganz des Stils, die Struktur, die Intelligenz der Analyse, die richtige Auswahl der Fakten, die man bringt oder weglässt, und wenn man Glück hat, dann entsteht in der Summe ein Bild, das der „Wahrheit“, diesem komplizierten Begriff, zumindest nahekommt. Auch literarische Texte können wahr sein. Mag sein, dass dem Nannen-Preis einfach eine Kategorie fehlt, für Essays, Analysen und Porträts, diese Kategorie sollte man einführen und sie im ersten Jahr René Pfister verleihen.

"Entscheidung ist falsch"

Dem "Spiegel"-Autor René Pfister wird der Henri-Nannen-Preis für die beste Reportage nachträglich aberkannt. Magazin-Chef Mascolo ist empört.

Von Christopher Keil, Süddeutsche Zeitung, 11. Mai 2011

An diesem Montag entzog die Jury des Henri-Nannen-Preises dem Spiegel-Journalisten René Pfister den Henri-Nannen-Preis für die beste Reportage. Es ist die erste Aberkennung in der Geschichte des Preises, es wird keine andere Reportage als beste des Jahres 2010 nachträglich ausgezeichnet. Pfister hatte ein politisches Porträt des CSU-Ministerpräsidenten Horst Seehofer geschrieben, besonders eindringlich schildert er die Bedeutung einer Spielzeugeisenbahn im Keller des Ferienhauses von Seehofer. Nachdem Pfister während der Preisverleihung am vergangenen Freitag bekannt machte, nicht selbst im Keller Seehofers gewesen zu sein, beschlossen die Juroren mit 7:4-Stimmen, Pfisters Ehrung zurückzunehmen. Georg Mascolo, 46, Chefredakteur des Spiegel, kritisiert die Entscheidung und empört sich, dass Pfister von der Jury nicht gehört wurde.

SZ: Herr Mascolo, warum hat die berühmte "Spiegel"-Dokumentation nicht angemerkt, dass die Rekonstruktion der Eisenbahn-Welt im Keller von Horst Seehofer kenntlich gemacht werden muss?

Georg Mascolo: Die Dokumentation hat sich mit der Frage beschäftigt, ob das, was René Pfister in den ersten drei Absätzen aufschreibt, zutreffend ist oder nicht. Das wurde überprüft. Die Fakten stimmen. Das ist unbestritten.

SZ: Wie haben Sie das überprüft?

Mascolo: Die Dokumentation hat mit René Pfister gesprochen. Er hat von seinen Gesprächen mit Seehofer und anderen Quellen berichtet. Zwei Kollegen des Spiegel

hatten die Spielzeugeisenbahn vorher in Augenschein genommen anlässlich eines Interviews in Seehofers Ferienhaus. Pfister hat sich auch bei den beiden Kollegen rückversichert, bevor er seinen Text schrieb.

SZ: Ein Fehler ist es trotzdem, den eigenen Standpunkt bei einer Rekonstruktion nicht deutlich zu machen.

Mascolo: Es hätte dem Text nicht geschadet, aber sicher ist es kein Grund für die Aberkennung des Preises.

SZ: Ist Pfisters Stück in Ihrer Beurteilung eine Reportage? Pfister selbst nennt sein Stück ein politisches Porträt.

Mascolo: Die Jury hat zunächst mehrheitlich befunden, dass es die beste Reportage 2010 ist, und die Statuten des Henri-Nannen-Preises sagen, dass auch journalistische Porträts in dieser Kategorie ausgezeichnet werden können.

SZ: Das beantwortet die Frage nicht.

Mascolo: Die Jury lobt - trotz Aberkennung - einen "sprachlich wie dramaturgisch gelungenen Text". Sie betont, dass sie keinen Zweifel an den Fakten des Stückes hat. Ich halte Pfisters Text für ein vorzügliches Porträt.

SZ: Die Jury hat in ihrer Begründung für die Aberkennung des Preises erklärt: "Die Glaubwürdigkeit einer Reportage erfordert, dass erkennbar ist, ob Schilderungen durch die eigene Beobachtung des Verfassers zustande gekommen sind, oder sich auf eine andere Quelle stützen, die dann benannt werden muss." Die beste Reportage des Jahres müsse besondere Anforderungen erfüllen. Können Sie diese Haltung nachvollziehen?

Mascolo: Die Entscheidung, den Preis abzuerkennen, ist falsch und dem Autor gegenüber verantwortungslos. So sieht es nicht nur der Spiegel. Der Jury hätte es

zugestanden, Pfisters Stück nicht als beste Reportage auszuzeichnen. Das hätten wir nicht zu kritisieren gehabt. Eine ganz andere Frage ist, ob es angemessen ist, ihm den Preis zu entziehen und in dieser Geschwindigkeit zu handeln.

In der Geschichte des Pulitzer Preises, der großen amerikanischen Auszeichnung, gibt es eine einzige Preis-Rückgabe. Das war 1981, es handelte sich um eine frei erfundene Geschichte. Niemand erhebt gegen René Pfister den Vorwurf, dass irgendetwas an seinem Porträt erfunden sei. Wie die Jury auf den Gedanken kommen kann, den Preis abzuerkennen, ohne den Betroffenen auch nur anzuhören, empört mich. Warum so schnell? Für die Stellproben beim Fest für den Nannen-Preis war mehr Zeit.

SZ: Im Journalismus läuft technisch gerade alles zusammen. Geht dabei die formale Trennschärfe verloren? Und braucht man sie nicht gerade dann?

Mascolo: Über journalistische Standards führen wir gern jede Diskussion. In der Jury des Nannen-Preises braucht es Klarheit darüber, welche Kriterien zu gelten haben. In der Vergangenheit wurden mit dem Reportagepreis oft Texte ausgezeichnet, die recherchierte Fakten zu Szenen verarbeiteten, also auch nicht selbst Erlebtes szenisch schilderten. Reportagen basieren immer auf Erlebtem, Beobachtetem und Recherchiertem. Gute Reportagen zeichnet aus, dass sie Szenisches und Fakten miteinander verweben. Was früher ausgezeichnet wurde, ist heute ein Grund für die Aberkennung des Preises. Wer versteht das noch?

SZ: Wird der "Spiegel" die Nannen-Preis-Jury verlassen?

Mascolo: Was immer der Spiegel entscheidet, wird er zunächst dem Haus Gruner und Jahr und der Jury des Nannen-Preises mitteilen.

Über den besten Mitarbeiter des Porträtschreibers

Journalisten wissen von der Wirklichkeit selten mehr als andere, im erfreulichsten Fall schreiben sie darüber nur besser. Unwissend, wie sie sind, schnüffeln sie unentwegt nach Informationen aus jeder verfügbaren nicht allzu trüben Quelle.

Von Christian Bommarius, Frankfurter Rundschau, 11. Mai 2011

Davon gibt es viele - das Hintergrundgespräch, das Flüstern "Unter 3", die Pressekonferenz, mitunter sogar der eigene Augenschein am Ort des Geschehens -, aber nur eine einzige Quelle hält sich dem Journalisten unentwegt zur Verfügung und sprudelt zuverlässig nach Bedarf. Das ist das Archiv. Zur Not könnte ein Journalist seine Artikel ohne Augen und Ohren verfassen, aber niemals ohne das Archiv. Es ist unentbehrlich. Und es ist anonym.

Ohne Archive gäbe es kaum Porträts über Staatschefs und Warlords, über Schlagersänger und Fußballspieler, über all die Voll-, Halb-, Viertel- und Achtelprominenten, die täglich in deutschen Zeitungen erscheinen. gäbe es sie nicht, dann wären sie so dröge, wie die Nachricht, auf die sie sich zumeist beziehen. Und kaum je verweist ein Porträtautor auf seine wichtigsten Mitarbeiter.

Auch der Spiegel-Redakteur René Pfister hat ein Porträt geschrieben über den Bayrischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer (CSU). Auch er hat sich des Archivs bedient, vermutlich des digitalen Archivs im Haus - das beste aller deutschen Medienhäuser - und - wie er sagt - des mündlichen Archivs, als das sich einige Spiegel-Kollegen in diesem Fall zur Verfügung stellten. Sie lieferten ihm aus eigener Anschauung jenen sogenannten szenischen Einstieg, mit dem das Porträt Pfisters beginnt. Es wurde ein schönes Porträt, ein typisches Spiegel-Porträt, nicht mehr, nicht weniger.

Jedenfalls war es gut genug für die mit Chefredakteuren gespickte Jury des Henri-Nannen-Preises, ihm dafür in diesem Jahr in der Kategorie Reportage den begehrten ersten Preis, den Egon-Erwin-Kisch-Preis, zuzusprechen. Jetzt wird der Preis Pfister mit der Begründung wieder abgesprochen, er habe die Einstiegsszene gar nicht selbst beobachtet, sondern sich auf die Beobachtungen seiner Kollegen verlassen. Der Porträt-Autor Pfister hat also das gemacht, was alle Porträt-Autoren täglich machen.

Offenbar ist die Mehrheit der Henri-Nannen-Preis-Jury nicht über die Gepflogenheiten informiert, die in der Branche herrschen. Niemand hat der Darstellung Pfisters widersprochen - nicht Horst Seehofer, nicht Pfisters Kollegen - , aber die Jury interessiert sich offenbar nicht für die Wahrheit. Sie interessiert sich nicht einmal für die Wirklichkeit.

Käme es hier darauf an, das Archiv als Mitarbeiter eingereichter Reportagen auszuschließen, dann dürfte sie kein Porträt als Reportage mit dem Kisch-Preis bedenken. Denn, wie gesagt, das Archiv als Informant wird in Porträts niemals erwähnt - es steht ihm schon auf die Stirn geschrieben.

Der Ohrenzeuge

Zum ersten Mal in seiner Geschichte wird der Nannen-Preis einem Gewinner wieder aberkannt

Von Marin Majica und Ralf Mielke, Berliner Zeitung, 11. Mai 2011

Harald Schmidt will sich von Spiegel-Mann René Pfister nicht reinlegen lassen. Es ist Anfang Dezember 2010, und Harald Schmidt sitzt in einem Eckzimmer im Berliner Soho House. Es gibt Kaffee und Schnittchen, mit am Tisch sitzen auch die Regisseurin Doris Dörrie, der SZ-Kolumnist Axel Hacke, die Zeit-Reporterin Sabine Rückert und der Publizist Manfred Bissinger, sie alle gehören zur Jury des Reporterpreises 2010. Pfisters im Spiegel erschienenes Seehofer-Porträt ist einer der nominierten Texte in der Kategorie "Politische Reportage", jemand aus der Runde hat es bereits als preiswürdig vorgeschlagen. Aber Schmidt widerspricht.

Es ist nicht der Anfang, der vermeintliche Abstieg in Seehofers Keller, der jetzt einen Skandal ausgelöst hat, an dem Schmidt sich damals stört, es ist der Schluss. Bis dahin scheint ihm das nicht gerade schmeichelhafte Porträt des Machtmenschen Seehofer gefallen zu haben. Aber der Schluss sei die Schwäche des Textes, sagt Schmidt. Dort beschreibt Pfister, wie Seehofer nach einem Termin auf dem Rathausplatz von Kempten, wo er reichlich Hände geschüttelt hat, in seinen Dienstwagen einsteigt. Drinnen liegen bereits Desinfektionstücher bereit, mit denen sich Seehofer den "Bürgerkontakt" abwischt.

Der volksnahe Politiker, der mit dem Volk nichts zu tun haben will - die Botschaft dieser Szene ist Schmidt offenbar unbehaglich. Weil sie einfach zu gut passt. Weil sie manipulativ platziert ist. Und weil ihm der zuvor genüsslich sezierte Seehofer ausgerechnet mit diesem Detail nahe komme, bekennt Schmidt: "Leider verstehe ich den Mann da." Die anderen Jurymitglieder scheinen überzeugt. Jemand moniert, dass in Politik-Reportagen ohnehin zu viel in teuren Restaurants gesessen werde und zu wenig passiere, ein, zwei Mal macht noch jemand an diesem Nachmittag

einen Witz über Feuchttüchlein. Den Preis bekommt am Ende eine Reportage über ein Flüchtlingslager in Griechenland. Eine "echte" Reportage.

Die Schilderung dieser Szene verdankt sich nicht dem Hörensagen, sondern der Anschauung, denn bei den Jurysitzungen des Reporterpreises sind Beobachter zugelassen - anders als beim Nannen-Preis. Wenn dem so wäre, könnte man nun verlässlich sagen, warum die Jury des Nannen-Preises davon ausging, dass der Einstieg in das Porträt Seehofers, in dem der Spiegel-Journalist Pfister den Keller mit der Modelleisenbahn in Seehofers Ferienhaus beschreibt, aus eigener, also Pfisters Anschauung, entstand. Wurde es ihr von einem Jury-Mitglied so dargestellt, wie es gerüchteweise heißt? Oder war der Anfang nur so eindringlich und suggestiv geschrieben?

Den gesamten Text fand die Jury jedenfalls preiswürdig, so dass sie den Autor René Pfister am Freitag mit dem Nannen-Preis auszeichnete. Bei der Preisverleihung erklärte der nun auf Nachfrage, er sei nie in Seehofers Keller gewesen. Die Informationen hat er von Kollegen und aus Erzählungen. Der schöne Preisverleihungsabend war gelaufen. Diskussionen über die Preiswürdigkeit des Pfister-Textes bestimmten die anschließenden Gespräche. Am Montagabend teilte die Jury mit, dass sie Pfister den Preis aberkenne, nicht, wie sie betonte, weil die Fakten in dem Porträt nicht stimmten, sondern weil die Reportage den falschen Eindruck erweckt habe, Pfister sei Augen- und eben nicht nur Ohrenzeuge gewesen. Sieben Jury-Mitglieder stimmten für die Aberkennung. Dagegen votierten Kurt Kister von der Süddeutschen Zeitung, Peter-Mattias Gaede (Geo), FAZ-Herausgeber Frank Schirrmacher und Mathias Müller von Blumencron vom Spiegel.

Das Magazin selbst äußerte in einer Mitteilung Unverständnis für die Aberkennung des Preises. Pfister habe an keiner Stelle des Textes behauptet, in Seehofers Keller gewesen zu sein. Jede Reportage bestehe nicht nur aus Erlebtem, sondern auch aus Erfragtem und Gelesenem.

Beim Spiegel haben diese szenischen Rekonstruktionen, wie das Blatt sie nennt, in der Tat sogar Tradition. Sie dienen schon lange der Dramatisierung von Sachverhalten und Ereignissen. Und fördern normalerweise durchaus die

Glaubwürdigkeit einer Geschichte, sofern ohne Zweifel deutlich wird, dass der Reporter die Haltung des Augenzeugens sich nur aus dramaturgischen Zwecken aneignet.

Doch der Spiegel scheint bereits dazugelernt zu haben. "Das Meer muss halbwegs friedlich gewesen sein am vergangenen Montagmorgen", beginnt die Titelgeschichte über die Erschießung Bin Ladens im aktuellen Heft, das am Sonnabend erschien. Als es gedruckt wurde, diskutierten wohl noch einige Besucher der Preisgala angeregt in Hamburg. Das Meer muss also friedlich gewesen sein, mutmaßt der Spiegel. Warum? "Als es so weit war, gegen 11 Uhr Ortszeit, wehte laut Wetterprotokoll eine frische Brise aus Südwest über das Arabische Meer." So dürfte niemand mehr denken, der Reporter sei dabei gewesen.

„Der Preis wurde in eine Strafe verwandelt“

Interview mit René Pfister, www.reporter-forum.de, 12. Mai 2011

Lieber René Pfister, gestern wurde Ihnen der Henri-Nannen-Preis für die “beste Reportage” aberkannt. Wie kommentieren Sie diese Entscheidung?

Ich halte die Entscheidung für falsch und ungerecht.

Die Jury des Nannen-Preise hat erklärt: “Die Glaubwürdigkeit einer Reportage erfordert aber, dass erkennbar ist, ob Schilderungen durch die eigene Beobachtung des Verfassers zustande gekommen sind, oder sich auf eine andere Quelle stützen, die dann benannt werden muss.” Hätten Sie deutlich machen müssen, dass die Einstiegspassage eine Rekonstruktion ist und nicht auf eigener Beobachtung beruht?

Zuerst einmal: Die Fakten des Textes sind unbestritten, das sagt auch die Jury. Ich habe in meinem Einstieg Seehofers Modelleisenbahn beschrieben und sie als Metapher für den Machtwillen dieses Mannes benutzt. Ich habe niemals behauptet, dass ich mit Seehofer im Keller war. Und wenn man den Einstieg liest, wird man leicht erkennen, dass ich nicht versuche, diesen Eindruck zu erwecken. Ich verfolge ihn nicht mit dem Reporterauge, wie er in den Keller steigt, dort das Licht anknipst, sich erst mal einen Schluck Kaffee genehmigt und so weiter. Ich benutze gerade nicht die klassischen Mittel eines szenischen Einstieges. Sondern ich schildere abstrakt und ohne Ausschmückung Seehofers Eisenbahn.

Gibt es etwas, das Sie sich vorwerfen?

Nein. Dass man aus Erfragtem, Erzähltem und Gelesenem eine Schilderung macht, ist absolut übliches journalistisches Handwerk. Wenn man die Kisch-Preise der

vergangenen Jahre durchgeht, findet man etliche Beispiele, bei denen genauso verfahren wird. Meine Schilderung des Kellers stützt sich auf mehrere Quellen. Wir haben im SPIEGEL-Archiv Fotos von Seehofers Eisenbahn. Ich habe mich mit zwei Kollegen unterhalten, die in Seehofers Keller waren. Ich habe mit Mitarbeitern von Seehofer über seine Eisenbahn geredet. Und nicht zuletzt habe ich mit Seehofer viele Male gesprochen. Ich beobachte ihn seit 2004 für den SPIEGEL. Jetzt wird diskutiert, ob man im Einstieg mit einem Satz noch deutlicher hätte machen können, dass die Schilderung auf Recherche beruht. Das ist in Ordnung. Aber mir wegen dieser Frage den Preis abzuerkennen, ist schlicht unverhältnismäßig.

Warum haben Sie diesen Halbsatz „... erzählt Seehofer“ nicht eingefügt?

Weil meine Schilderung nicht nur auf den Aussagen Seehofers beruht, sondern auf mehreren Quellen.

Können Sie nachvollziehen, dass offenbar die meisten Leser denken, Sie seien im Keller gewesen?

Wie gesagt, ich habe in meinem Einstieg nicht den Eindruck erweckt, ich sei mit Seehofer in den Keller gestiegen. Die entscheidende Frage ist doch, ob meine Schilderung zutreffend ist. Und daran hat niemand Zweifel geäußert.

Der “Spiegel” moniert: “Die Jury hat mehrheitlich entschieden, René Pfister den Preis abzuerkennen, ohne ihn selbst anzuhören oder Gelegenheit zur Stellungnahme zu geben. Ein solcher Umgang mit einem untadeligen Kollegen widerspricht den Regeln der Fairness.” Wären Sie angehört worden, was hätten Sie der Jury gesagt?

Das, was ich gerade darlege. Die Jury hat sich am vergangenen Freitag entschieden, mir die größte Ehre zukommen zu lassen, die in Deutschland einem Reporter zukommen kann. Dann wurde der Preis in eine Strafe verwandelt, und die Jury hat es nicht einmal für nötig erachtet, mich anzuhören. Kurz bevor die

Entscheidung der Jury bekannt gegeben wurde, meldete sich ihr Sekretär bei mir und bot mir an, der Aberkennung zuvorzukommen, indem ich den Preis freiwillig zurückgebe. Meine Bitte, mich persönlich vor dem Gremium äußern und verteidigen zu dürfen, wurde abgeschlagen. Das widerspricht allen Regeln der Fairness.

Lassen Sie uns doch noch einmal ganz vorn beginnen – wie ist der Einstieg zu Ihrem Seehofer-Porträt entstanden?

Mein Text ist ein Porträt Seehofers. Und weil Seehofer immer selbst gesagt hat, dass die Eisenbahn ein Nachbau seines Lebens ist, erschien sie mir als der beste Einstieg für den Text.

Wäre es für Sie nicht leicht gewesen, Horst Seehofer daheim zu besuchen und die Modelleisenbahn selbst in Augenschein zu nehmen?

Seehofers Eisenbahn steht in seinem Ferienhaus in Schamhaupten. Und obgleich ich in den Monaten der Recherche im Frühjahr 2010 viel mit ihm unterwegs war, gab es zu diesem Zeitpunkt keine Möglichkeit, ihn dort zu besuchen.

Als die Reportage nominiert war – haben Sie da daran gedacht, die Jury auf die Rekonstruktion hinzuweisen?

Die Jury hat mich nicht gefragt. Wenn Sie es getan hätte, wäre ich völlig offen damit umgegangen.

Bei der Entgegennahme des Preises haben Sie mit großer Natürlichkeit erklärt, nicht selbst im Keller gewesen zu sein. Haben Sie erwartet, dass diese Antwort eine solche Sprengkraft haben könnte?

Nein, das habe ich nicht erwartet.

Die Fragen stellte Ariel Hauptmeier per Email.

Pfister geschlagen, Spiegel gemeint?

Von Wolfgang Michal, www.reporter-forum.de, 13. Mai 2011

1. In René Pfisters Haut möchte man jetzt nicht stecken. Dabei hat er nichts weiter getan, als eine gute Spiegel-Geschichte zu liefern, die den Normen des Magazins vollkommen entspricht ("Am Stellput"). Die Redaktion tut deshalb alles, um ihrem gedemütigten Reporter das Leben nicht noch schwerer zu machen. Die Truppe stellt sich vor ihren Mann. Das ist gut, doch der Spiegel sollte die fällige Selbstkritik nicht völlig außer Acht lassen. Man schlägt zwar den Sack, meint aber den Esel.

2. Der „Fehler", den der Spiegel-Reporter René Pfister gemacht hat, ist zu klein für eine so extreme Reaktion. Aber hatte die Jury eine andere Wahl, nachdem Pfister und die Spiegel-Redaktion (!) einen freiwilligen Verzicht auf den Preis abgelehnt hatten? Hätte eine öffentliche Rüge – analog zum Presserat – genügt? Hätte man die Sache aussitzen können?

3. Möglicherweise überschätzt die Jury-Mehrheit (die am Montag für die Aberkennung des Preises sorgte) die „Vorbild"-Wirkung, die eine mit den Namen Kisch und Nannen geschmückte Reportage auf nachwachsende Journalisten-Generationen ausübt. Andererseits ist das Pochen der Jury-Mehrheit auf die Einhaltung des obersten Reportage-Grundsatzes (nämlich Augenzeuge zu sein) grundsympathisch. Dass Grundsätze dennoch keine Dogmen sind, und dass sich die Normen für Reportagen im Lauf der Jahrzehnte verschoben haben, wird darüber leicht vergessen.

4. Auch beim „Reporterpreis“ (den das Reporter-Forum vergibt und dessen Vorjury ich angehöre) hatte es Pfisters Text „Am Stellpult“ in die Endauswahl geschafft. Er ist ja zweifellos gut geschrieben. Allerdings war Pfisters Text nicht in der Kategorie „Beste Reportage“ nominiert, sondern in der Kategorie „Beste Politische Reportage“ (in der sich im wesentlichen Politikerporträts fanden oder Geschichten, die den politischen Betrieb reflektierten).

Die jetzt nachträglich geübte Kritik, es handle sich bei Pfisters Stück um ein analytisches Porträt und nicht um eine klassische Reportage, ist zwar grundsätzlich richtig, geht aber dennoch fehl, denn auch Kurt Kisters analytische Politiker-Porträts in der SZ („Wolfslächeln und Nadelstiche“) wurden 2003 – nach Intervention eines SZ-Jurors – für kischpreiswürdig befunden. Und ebenso fielen „szenische Rekonstruktionen“ irgendwann unter die Kategorie „Beste Reportage“ – wie etwa der Spiegel-Titel „Schröders Spiel“, in der die Spiegel-Leute so schrieben, als seien sie mit am Kabinettstisch gesessen.

In vielen Redaktionen wurden (analog zur Konzept-Kunst) Ideen- oder Konzept-Geschichten (die dramaturgisch leichter formbar sind, weil sie die Wirklichkeit einem Konzept – oder auch nur einem Gag – unterwerfen) beliebter. Die Beliebigkeit solcher Geschichten (anything goes) führte im Magazin-Segment schließlich dazu, dass nicht mehr die Wirklichkeit im Mittelpunkt der Blattmacher stand, sondern eine hübsche (oder steile) Idee von der Wirklichkeit. Die Konstruktion herrschte über den Inhalt. Die Reporter dachten in Drehbuchkategorien. Oft geschah dies ohne großes Nachdenken, denn Journalistenschul-Lehrer predigten ja Leitsätze wie „Beginne mit einem Erdbeben und steigere dann ganz langsam“. Der paternalistische Ansatz (der den Leser unbedingt „führen“, ja in die Geschichte hineinzwingen will) hat die Reporter immer stärker auf eine möglichst virtuose Anwendung von Tricks fixiert.

Wie verführe ich den Leser? Der herausragende Interviewer (André Müller) verwandelte sich so in den Interviewkünstler, der Textpassagen der Interviewten nach Gutdünken arrangierte und auf Effekt hin trimmte, der Reporter verwandelte sich in den Schriftsteller. Damit war auch eine Weiterung des Begriffs „Reportage“

verbunden (ähnlich den Weiterungen, die der Begriff Roman in der Literatur und in der Literaturwissenschaft durchlief).

Der Mangel an eigener Erfahrung wäre also kein hinreichendes Argument gegen den Spiegel-Text gewesen. Die überraschend harte (und konservative) Reaktion der Jury-Mehrheit muss man deshalb als Zeichen lesen. Es lautet: Back to the Roots. Schluss mit der Überdehnung klassischer Kategorien. Rückkehr zum Kerngeschäft.

5. Der Spiegel verteidigt seinen Reporter leider mit der Ausrede, es handle sich bei der beanstandeten Modelleisenbahnszene doch bloß um den Einstieg in die Geschichte. Wäre dem so, hätte die Jury-Mehrheit sicher ein Auge zugedrückt. Der Einstieg ist aber in diesem Fall das zentrale Konstruktions-Element, die berühmte zweite Ebene, die aus einem Text einen außergewöhnlichen Beitrag macht: Pfister wollte mit dem Verhalten des Hobbyeisenbahners am heimischen Stellpult das politische Verhalten des Berufspolitikers Horst Seehofer erklären.

Das ist eine tolle Idee. Doch wenn der Reporter das Verhalten Seehofers am heimischen Stellpult gar nicht erlebt hat, wie kann er dann so weitreichende Schlüsse daraus ziehen? Hier stolpert der Reporter letztlich über den Wunsch, die tolle Idee unbedingt ins Ziel zu retten. Der Geschichtenzuschneider besiegt den Reporter.

6. Die La Ola-Welle des Zorns über Pfisters Regelverstoß reichte von einzelnen Jurymitgliedern am Abend der Preisverleihung über konkurrierende Medien, Mediendienste und Journalistenschulleiter bis zur Enkelin Henri Nannens. Das heißt, hier machte sich mehr als nur die Verärgerung über diesen konkreten Fall Luft: Hier explodierte der aufgestaute Unmut über die jährlich klebriger werdenden Selbstbespiegelungsfeiern der Edeljournalistenverleger im Schauspielhaus. Hier explodierte auch die (brancheninterne) Wut über die vom Spiegel wichtigtuerisch zelebrierte („szenisch rekonstruierte“) Schlüsselloch-Perspektive in vielen Storys. Hier entlud sich der Zorn (und vielleicht auch die Verzweiflung) über die immer kleiner werdende Elite, aus der die Preisträger kommen.

Zu viel Ehre verdirbt nun mal den Charakter. Es wäre an der Zeit, die Inflation der Journalisten-Preise einzudämmen und den normalen Journalismus einfach besser zu bezahlen.

7. Der Nannen-Preis ist von seiner Anlage her ein Insiderpreis (der sich ausgerechnet die Oscar-Nacht der Schauspieler zum Vorbild nimmt). Eine Chefredakteurs-Elite vergibt dort im Ringtausch Preise an ihre besten Mitarbeiter. Die Kritik an diesem bescheuerten Verfahren wächst. Also steht auch die Jury unter einem gewissen Rechtfertigungs-Druck, der die jetzige Über-Reaktion erklären würde.

Vor einem Jahr giftete der Feuilletonist Claudius Seidl gegen die von der Jury prämierte „Preisträger-Prosa“. Auch da war ein Spiegel-Reporter Zielscheibe des Spotts. Doch eine Treffer-Wirkung war 2010 nicht zu erkennen. Umso erstaunlicher, dass die Elitensolidarität diesmal nicht gehalten hat. Für künftige Bewerber (und für alle, denen die Entwicklung der Kunst- und Kampfform Reportage am Herzen liegt) wäre es deshalb gut, wenn sie einen Mitschnitt der Telefonkonferenz, die zur Aberkennung des Preises führte, auf der Website des Henri-Nannen-Preises nachlesen könnten.

Seehofer kritisiert Jury

Erst wurde ihm der Kisch-Preis verliehen, dann wieder aberkannt. Nun nimmt ausgerechnet Horst Seehofer, Protagonist in dem umstrittenen Text, den Autor vom Spiegel in Schutz - dabei kommt er in dem Porträt gar nicht gut weg.

Von Mike Szymanski, Süddeutsche Zeitung, 13. Mai 2011

Bayerns Ministerpräsident und CSU-Chef Horst Seehofer hat den Spiegel-Redakteur René Pfister in Schutz genommen. Pfister war an diesem Montag der Henri-Nannen-Preis für die beste deutsche Reportage 2010 aberkannt worden, weil er in seinem Porträt über Seehofer ("Am Stellpult") eine Szene im Ferienhaus des Politikers entwirft, die er persönlich nicht erlebt hatte. Aus Sicht von Seehofer ist die Entscheidung der Jury, Pfister den Preis zu entziehen, überzogen. "Viel Falsches in den Medien wird nicht geahndet, und hier wird das Richtige falsch geahndet", sagte Seehofer der SZ an diesem Donnerstag.

Bayerns Ministeroraesident Seehofer ueberreicht Ernennungsurkunden Bild vergrößern

"Das Richtige falsch geahndet": Ministerpräsident Horst Seehofer (CSU) nimmt Spiegel-Autor René Pfister in Schutz. (© dapd)

Die Spiegel-Chefredaktion und frühere Preisträger kritisierten, dass ein Kollege unverhältnismäßig hart bestraft werde. "Es ist nicht alles angenehm für mich, was in dem Text steht", sagte Seehofer nun, "aber die Informationen sind richtig. Ich kann nicht sagen, dass Pfister Unwahrheiten geschrieben hat." Das hatte die Jury aber nie behauptet.

Pfisters Porträt beginnt mit eindringlichen Schilderungen aus dem Hobby-Keller des CSU-Politikers. Dort stellt Seehofer sein politisches Leben auf einer Spielzeugeisenbahn nach. Es konnte der Eindruck entstehen, Pfister sei mit Seehofer im Keller gewesen, auch wenn Pfister das in seinem Text nicht behauptet.

Dass er seinen Standpunkt nicht klarstellte, war ein Fehler. Er hätte deutlich machen müssen, dass ihm Seehofers Märklin-Welt nur vom Hörensagen vertraut ist. Dort drehe, schreibt Pfister zum Beispiel, Kanzlerin Angela Merkel als kleine Plastikfigur in einer Diesellok ihre Runde. Seehofer erzählte allerdings an diesem Donnerstag, dass die Figur, auf die er ein offenbar kleinkopiertes Porträtfoto Merkels klebte, aus Holz sei.

Kann sein, dass selbst Seehofer sich irrt. Kann sein, dass er einmal von Plastik sprach, dann wieder von Holz. Wäre Pfister, 37, im Keller gewesen, wüsste er es genau, wüssten es auch die Leser genau. Doch er verfasste ein Porträt, formte aus vielen Gesprächen das Psychogramm eines Politikers, für das er sich auf die Kunst der szenischen Rekonstruktion verließ. Eine Reportage jedenfalls ist sein Stück nicht.

Nackte Wahrheiten

Von Claudius Seidl, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 15.05.2011

Es hat auch im Jahr 2010 eine ganze Menge von Zeitungsartikeln gegeben, hundert waren es mindestens, welche die Leser berührt oder erschüttert haben, aufgewühlt, angeregt oder bezaubert, Artikel also, die eine Wirkung hatten und über die man, kaum dass man sie gelesen hatte, sofort mit anderen sprechen musste. Solche Artikel, darauf kann man wetten, schaffen es so gut wie nie in die Endausscheidung des Henri-Nannen-Preises. Sie sind zu schnell oder zu langsam geschrieben, mit zu viel Risiko, zu großer Lust oder einem Temperament, welches die amtlich festgesetzten Normen des Journalismus sprengt. Man muss deshalb nicht die Abschaffung dieses Preises fordern - auch wenn es immer bizarr ist, wenn die Honoratioren Hamburgs und der deutschen Presse sich die Smokings anziehen und feierliche Gesichter machen: Wo doch die Vorjuroren des Preises dafür sorgen, dass vor allem solche Texte in die Auswahl kommen, die ein wenig nach Schweiß riechen und das Elend der Welt in konsumgerechten Portionen servieren (für Filmkritiker, in deren Texten echte Stars auftreten, ist der Preis jedenfalls nicht gedacht).

Vergebt also den sogenannten Henri weiterhin - aber rechnet nicht damit, dass sich noch mal jemand darum bewirbt, keiner jedenfalls, der etwas riskiert hat beim Schreiben, keiner, der mitbekommen hat, was René Pfister widerfuhr, dem "Spiegel"-Kollegen, der den Preis erst zugesprochen und dann wieder abgesprochen bekam, weil einem Teil der Jury, der Mehrheit (in der Minderheit blieben der Chefredakteur der "Süddeutschen" und der Herausgeber dieses Feuilletons), plötzlich auffiel, dass der Text nicht die DIN-Norm für Reportagen erfülle. Aha, dachten wir Kollegen uns da über die Juroren, von denen die meisten auch Chefredakteure sind: Schreiben können sie nicht, das wussten wir ja. Muss man sie nicht wenigstens das Lesen lehren? Von Leuten jedenfalls, die den Kollegen Pfister für ihre eigene Inkompetenz bestrafen, darf man nie wieder einen Preis annehmen.

Hausmitteilung

Der Spiegel, 16. Mai 2011 Betr.: Nannen-Preis

Der Henri-Nannen-Preis war der wichtigste deutsche Journalisten-Preis, die SPIEGEL-Redaktion sammelte mehr Trophäen ein als alle Konkurrenten - beides galt jahrelang, beides schien auch während der diesjährigen Gala am vorvergangenen Freitag noch wahr zu sein. In den fünf Text-Kategorien waren sechs SPIEGEL-Geschichten nominiert worden; zweimal gab es Platz 1. René Pfister, 37, siegte mit einem Porträt des CSU-Vorsitzenden Horst Seehofer ("Am Stellpult", SPIEGEL 33/2010) in der Kategorie Reportage. Und in der Sparte Dokumentation gewannen Ulrike Demmer, Markus Feldenkirchen, Ullrich Fichtner, Matthias Gebauer, John Goetz, Hauke Goos, Jochen-Martin Gutsch, Susanne Koelbl, Shoib Najafizada, Christoph Schwennicke und Holger Stark mit ihrem Text "Ein deutsches Verbrechen" (SPIEGEL 5/2010) über den Bombenangriff von Kunduz.

Am vergangenen Montag war dann einiges anders. In einer eiligen Telefonkonferenz erkannte die Jury Pfister den Preis wieder ab. Grund: Der SPIEGEL-Mann hatte auf der Bühne des Hamburger Schauspielhauses berichtet, dass sich jene nüchtern geschriebenen ersten drei Absätze seiner Geschichte, die von der Modelleisenbahn in Seehofers Keller erzählen, aus vielen Gesprächen und den Eindrücken von Kollegen zusammensetzten; am vorigen Montag also tadelte die Jury, dass diese Absätze "entgegen dem Eindruck der Leser und aller Juroren nicht auf der eigenen Wahrnehmung" beruhten. Ein Skandal? "Die Jury hat sich entschieden, den Preis in eine Strafe zu verwandeln", sagt Pfister. Die "Bild"-Zeitung, stets um journalistische Standards besorgt, enthüllte eine "Märklin-Affäre".

SPIEGEL-Chefredakteur Georg Mascolo, 46, kritisiert, dass die Jury Pfister "nicht einmal anhörte". Jahrelang habe die Nannen-Jury "auch Texte ausgezeichnet, die mit Szenen beginnen, welche von den Autoren sorgfältig recherchiert, aber nicht selbst erlebt waren". In einem Papier, mit dem neue Mitglieder auf ihre Arbeit in der Nannen-Jury vorbereitet werden, heißt es: "Die Reportage ist eine recherchierte,

unbekannte, spannend erzählte Geschichte aus der Wirklichkeit, gespiegelt im Temperament des Reporters, der Erlebtes mit Berichtetem, Augenschein mit Informationen zu einem Text ohne Brüche verwebt." Besser lässt sich die Arbeit des Kollegen Pfister kaum beschreiben, die SPIEGEL-Chefredaktion hält die Entscheidung der Jury-Mehrheit darum für maßlos und falsch. Vor der Preisvergabe wäre es legitim gewesen, den Text zu kritisieren oder die Quellenbenennung unscharf zu finden. Nach der Entscheidung hat die Jury jedoch eine Verantwortung für ihre Preisträger, weil eine Aberkennung einer Rufschädigung nahekommt; Voraussetzung für eine Aberkennung müssen schon erfundene oder gefälschte Textstellen sein. Nichts dergleichen wird Pfister vorgeworfen, seine Geschichte stimmt, die Kriterien der Jury sind vage.

Hans Leyendecker forderte in der "Süddeutschen Zeitung" die Jury zum Rücktritt auf. Wolf Schneider, Gründer der Henri-Nannen-Schule und in Hamburg mit dem Nannen-Preis für sein Lebenswerk ausgezeichnet, findet die Aberkennung schlicht "übertrieben". Regierungssprecher Steffen Seibert, vom "Stern" zum Kronzeugen gegen Pfister gemacht, sagt: "Pfisters Text fällt in ein Genre, dem ich grundsätzlich skeptisch gegenüberstehe: das Politikerporträt als Seelenerkundung. Wie er jedoch schreiben kann, wie er seinen Text baut, das fand ich preiswürdig." Und die Hauptfigur, der von Pfister scharf angegangene Horst Seehofer, sagte der "SZ": "Viel Falsches in den Medien wird nicht geahndet, und hier wird das Richtige falsch geahndet. Es ist nicht alles angenehm für mich, was in dem Text steht, aber die Informationen sind richtig. Ich kann nicht sagen, dass Pfister die Unwahrheit geschrieben hat."

Hetzer und Hechler

Der Eklat beim Henri Nannen Preis beschäftigt nach wie vor die Medienbranche. Zur Erinnerung: Die Jury des Nannen-Preises hat dem Spiegel-Reporter den Preis für die beste Reportage aberkannt, weil dieser im Einstieg seines Porträts über Horst Seehofer dessen Modellbahn beschrieb, die er aber nie gesehen hat. Jury-Mitglied und Geo-Chef Peter Matthias Gaede meldet sich nun mit einer Entgegnung auf einen MEEDIA-Beitrag von vergangener Woche zu Wort, in dem er den Preis gegen Kritiker verteidigt

Peter-Matthias Gaede, www.meedia.de, 16. Mai 2011

Die beschriebenen Ereignisse rings um die Vergabe eines Journalistenpreises als den “Medienskandal des Jahres” zu bezeichnen, von “Märklin-Gate” und “Desaster” zu schreiben, von Fälschung und Betrug, auch auf zu Guttenberg und Tom Kummer zu verweisen – ist nichts anderes als die Wortwahl der Hetzer und Hechler, die durch wiederholtes Zitieren nicht appetitlicher wird.

In der Schnappatmung, im Hyperventilieren jener, die sich hier mit Lust an einem vermeintlichen “Skandal” weiden, sind in den vergangenen Tagen so gut wie alle Ressentiments aufgewärmt worden, die dem Nannen-Preis seit geraumer Zeit begegnen. Aber wie klug sind diese jetzt wieder massiv, halbversteckt, mindestens in Spurenelementen durchschimmernden Ressentiments?

Vorbehalt eins: Der Nannen-Preis ist zu pompös inszeniert.

Der Ansicht darf man sein, obwohl er hunderte Gäste alljährlich erfreut. Aber wer es nötig hat, immer und immer wieder auf die Kleiderordnung zu verweisen, sollte sich fragen, ob er selber die Form nicht wichtiger nimmt, als es der Veranstalter tut. Beim Nannen-Preis ist, mit und ohne Smoking, in den vergangenen Jahren außer einer Reihe herausragender Journalisten aus deutschen Medien auch die wahrlich nicht vergnügungssteuerpflichtige Arbeit von Hrant Dink und Irina Chalip ausgezeichnet worden, von der Nowaja Gazeta und Zainab Ahmad, von iranischen

Untergrundjournalisten und Jim Amoss. Nicht nur das, aber auch das unterscheidet den Nannen-Preis von jenen glamourösen Veranstaltungen anderer Häuser, in denen vielleicht der Lieblings-Gastronom des Verlegers mit einem Medien-Preis verwöhnt wird – oder jemand dafür, dass er älter als hundert Jahre geworden ist.

Und nebenbei: Noch hat keine Fliege am Hals, hat kein blanker Schuh je dazu geführt, dass auf der Bühne nicht Texte über Afghanistan oder Jugendgewalt, über Sterbehilfe oder Geldwäsche prämiert worden sind. Und ist und bleibt das nicht das Allerwichtigste, das man über den Nannen-Preis sagen sollte?

Vorbehalt zwei: In der Nannen-Jury schiebt sich ein kleiner Kreis von Hamburger Chefredakteuren untereinander die Preise zu.

Wer dies meint, degradiert die Chefredakteure von FAZ, taz, WAZ, von Focus, Welt und SZ, überdies eine gänzlich Unabhängige wie Elke Heidenreich, also insgesamt sieben Jury-Mitglieder, zu Erfüllungsgehilfen von vier Chefredakteuren aus Hamburg. Ein durch nichts gerechtfertigter Verdacht, wie jedem Vernünftigen klar sein müsste.

Vorbehalt drei: Chefredakteure sind sowieso nicht geeignet, über Textqualitäten zu urteilen.

Und statt dessen sollte es also wer tun? Gewiss haben Chefredakteure kein Privileg auf das sicherste Urteil. Aber haben es Ressortleiter, Autoren, Chefs vom Dienst, Feuilletonisten oder Medienjournalisten mit größerer Trefferquote? Der von der Nannen-Jury mit dem diesjährigen Sonderpreis ausgezeichnete Text von Susanne Leinemann – nach Ansicht des Medienjournalisten Renner falsch kategorisiert und sowieso der allerbeste Text des Jahres – wurde fast zeitgleich von einer anderen honorigen Jury, der gänzlich ohne Chefredakteure tagenden Hansel-Mieth-Preis-Jury, lediglich unter den Top-Ten des Jahres eingereiht, Sieger aber wurde ein anderer Text. Ein Skandal?

Und sollten in einer ordentlichen Reporterpreis-Jury nicht besser ein TV-Moderator, ein elder statesman, ein Theaterintendant, eine Schriftstellerin, eine Kunstbuchverlegerin, ein Ex-ZDF-Chefredakteur und ein Spaßmacher sitzen? Der Reporter-Preis des Reporter-Forums, 2009 auch ein bisschen gegen den Nannen-Preis angetreten und sich als Journalisten-Preis in Reinkultur verstehend, setzt seine Jury wie beschrieben zusammen. Ergebnis bei bisher zweimaliger Jurierung: Preise für großteils dieselben Medien, gar für dieselben Autoren, wie sie auch beim Nannen-Preis gewürdigt werden.

Was hinführt zu

Vorbehalt vier: Immer gewinnen dieselben.

Mal abgesehen von den seit Beginn des Kischs- bzw. Nannen-Preises gewürdigten FR, Tagesanzeiger, NZZ, Berliner Zeitung, Sozialmagazin, Tempo, Transatlantik, Weltwoche, Wochenpost, Das Magazin, Tagesspiegel, Focus, 11 Freunde, Weserkurier gewinnen, ja, sehr oft dieselben: Spiegel, SZ und SZ Magazin, Geo, Zeit und Zeit Magazin, Stern, FAZ. Aber liegt das an einer chronischen Bevorzugung durch wenige selbstverliebte Chefredakteure – oder liegt es einfach daran, dass die Sieger-Medien ihren Redakteurinnen und Redakteuren, ihren Autorinnen und Autoren, ihren Fotografen sehr oft einfach die besten Bedingungen zu bieten in der Lage sind für Recherche, Dokumentation, Investigation, Fotografie? Und dass jene Journalisten, die diese Bedingungen haben, dann eben häufiger auch jene sein können, die diese Bedingungen für herausragende Stücke nutzen?

Was also tun? Es mag langweilig sein, auch nervend, auch traurig stimmen, Bayern München immer wieder an der Spitze der Bundesliga zu sehen, einen Verein, der sich und seinen Spielern nun einmal gute Bedingungen schaffen konnte. Aber weil das langweilig ist, gar nervend, gar traurig für die anderen, stattdessen den SC Freiburg oder 1899 Hoffenheim zu Tabellen-Dritten erklären?

Es sind, auch darauf sei hingewiesen, wiederum nicht die Götter der Nannen-Jury, denen nichts anderes einfällt als aus Spiegel & Co. zu wählen: Es ist vielmehr eine breitgefächerte Gruppe von Vor-Juroren ohne Thronsessel, noch mehr Medien

vertretend als die Endjury, die dieser Endjury eben kaum je einen Text aus Flensburg, Bottrop oder Garmisch-Partenkirchen zur Entscheidung vorlegt. Und woran mag das wohl liegen?

Vorbehalt fünf: Nun haben die auch noch ein Kriterien-Chaos und überhaupt...

Mindestens zweimal war nun zu lesen, der umstrittene Text von René Pfister habe doch wenigstens in einer anderen Kategorie beurteilt werden müssen: dem Portrait. Nun gibt es diese Kategorie aber bislang gar nicht beim Nannen-Preis; und es gab sie auch nicht, als er noch Kisch-Preis war. Bei Gerd Krönckes 1985 ausgezeichnetem SZ-Portrait eines Straßenmusikers angefangen, waren Portraits immer eine Form der – auf eine Person konzentrierten – Reportage. Es mag, der aktuelle Fall zeigt es, durchaus Anlass geben, die Kriterien für die verschiedenen Genres noch einmal klar zu deklinieren und zu kommunizieren. Aber nicht mehr und nicht weniger. Und vor allem nicht ohne jegliches Geschichtsbewusstsein für die bisherige Praxis der Jury.

Vorbehalt sechs: Es gibt zu viele Journalisten-Preise.

Kann sein. Aber wär's nicht bizarr, dies – ob seiner vermeintlich großen Verführungskraft - ausgerechnet einem seit 1977 bestehenden Preis vorzuhalten, den Rückzug ausgerechnet von ihm zu erwarten? Oder sollten der Springer-Preis für junge Journalisten, der Hansel-Mieth-Preis, der Reporter-Preis, weil allesamt jünger, wieder abtreten? Oder sollten sich die Kritiker vielleicht fragen, ob sie nicht sowieso übertreiben, wenn sie meinen, solche Preise machten Journalisten zu schlechteren Menschen. Selbst der größte Trubel um einen Preis dauert nur ein paar Tage. Davor und danach liegen die Mühen der Ebene. Und an mindestens 360 von 365 Tagen urteilen die Leser. Selbst die höchstdekorierten Autoren machen sich das, wenn sie cool sind, bewusst.

Am Stellpult des Journalismus

Nach dem Henri-Nannen-Preis: Wir erleben eine Debatte über Sorgfalt und Glaubwürdigkeit im Journalismus. Es geht um eigenes Erleben und um Informationen aus zweiter Hand. Wie trennt man das?

Andreas Wolfers, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.05.2011

Was haben wir Journalisten nicht alles diskutiert in den vergangenen Jahren: die Zeitung als App, der Bürger als Journalist, die Bezahlschranke als Geschäftsmodell. Wir bloggen und posten, was das Zeug hält, produzieren selbstverständlich multimedial und versuchen jede Woche eine neue Technologie zu begreifen, mit der sich unsere Inhalte noch besser verbreiten ließen. Über Handwerksregeln des Journalismus haben wir vergleichsweise wenig diskutiert. Genau darum geht es nun beim Streit um den aberkannten Henri-Nannen-Preis für die "Beste Reportage 2010". Na endlich!

Es fällt nicht ganz leicht, den Überblick zu behalten. Häme, Hybris und die Lust an der Skandalisierung vernebeln die Debatte; so ist das Leben. Inhaltlich wirkt die Sache ebenfalls verwirrend. Wenn es nicht um Fälschung geht, sondern schlimmstenfalls um einen Formfehler, was soll das ganze Gespreize?

In Wirklichkeit erleben wir eine Debatte über Sorgfalt und Glaubwürdigkeit im Journalismus. Eine gute Debatte. Im Zentrum stehen Fragen nach unseren Recherchemethoden, es geht um eigenes Erleben und Informationen aus zweiter Hand und darum, wie wir beides voneinander trennen sollten - vor allem in einer Reportage, dieser anspruchsvollen journalistischen Erzählform.

An der Henri-Nannen-Journalistenschule wird das Reportage-Schreiben meist von Redakteuren jener Medien gelehrt, die in der Jury des Henri-Nannen-Preise vertreten sind: "Spiegel", "Zeit", "Stern", "Geo", "Süddeutsche Zeitung". All diese Kollegen sind sich über wesentliche Merkmale einer guten Reportage einig - auch wenn der aktuelle Streit das nicht vermuten lässt.

Jede Reportage ist eine Einladung an den Leser: sich entführen zu lassen auf unbekanntes Terrain. Zu Orten und Ereignissen, die der Autor so präzise, lebendig und detailreich schildert, dass beim Leser das "Kino im Kopf" anspringt. Solch authentisches Nacherzählen funktioniert naturgemäß am besten, wenn der Autor erlebt hat, was er beschreibt.

Darf ein Reporter auch beschreiben, was er nicht erlebt hat? Solange er seine Informationen darüber sorgfältig recherchiert und überprüft hat: selbstverständlich! Die Technik der "szenischen Rekonstruktion" ist üblich und legitim, niemand stellt sie in Frage, auch die Nannen-Preis-Jury nicht. Ohne solche Szenen aus zweiter Hand kämen viele Reportagen inhaltlich dünn daher, sie blieben eine Abfolge persönlicher Momentaufnahmen.

Darf ein Reporter Orte und Ereignisse, die er selbst nicht erlebt hat, so beschreiben, dass bei den Lesern der zweifelsfreie Eindruck entsteht, der Reporter sei dabei gewesen? Nein, das darf er nicht; er würde sich mit einer Leistung schmücken, die er nicht erbracht hat.

Daraus ergibt sich eine wichtige Frage der aktuellen Diskussion: Muss also ein Reporter bei jeder Szene in seinem Text deutlich machen, ob er sie persönlich beobachtet oder aber Informanten zu verdanken hat? Spätestens hier mögen Außenstehende denken, dass der ganze Streit nun arg formalistisch wird und obendrein irrelevant: Entscheidend sei doch, ob es stimmt, was da geschrieben steht.

Genau darum geht es aber bei der Debatte. Denn anders als bei einer Nachricht lässt sich der Wahrheitsgehalt einer Reportage von Lesern schwer überprüfen, all diese flüchtigen Momente, hingeworfenen Zitate, Schicksalsdaten unbekannter Menschen. Für wie glaubwürdig Leser eine Reportage halten, hängt deshalb auch davon ab, wie viel sie von deren Entstehungsgeschichte erfahren, von den Quellen des Autors und davon, bei welchen Geschehnissen er selber dabei gewesen ist. Der Reporter als Augenzeuge ist zwar nicht automatisch verlässlicher als es ein oder mehrere Informanten wären. Aber als Leser hätte man doch gern die Chance, das selber beurteilen zu dürfen, also zumindest bei den entscheidenden Szenen, Zitaten und Schauplätzen die Quelle zu erfahren.

Bei manchen Themen erschließt sich die Abwesenheit des Reporters von selbst, etwa bei der akribischen Rekonstruktion eines Verbrechens, eines Unfalls oder historischer Ereignisse. Reportagen dieser Art beruhen darauf, dass die Autoren ungezählte Dokumente studiert und Zeugen befragt haben. Dass die Journalisten das Geschehen selber nicht beobachten konnten, muss niemand dem Leser mitteilen, es liegt in der Natur solcher Themen.

Wenn ein Reporter jedoch von Schauplätzen berichtet, an die zu gelangen schwierig, aber nicht ausgeschlossen wäre, wenn er also schildert, wie sich die Berliner Kabinettsrunde trifft oder der Führungskreis der Hells Angels, alles gespickt mit Details und Dialogen, dann dürften sich viele Leser fragen, woher der Reporter das so genau weiß. Manchmal verschweigt es der Reporter, um seine Informanten zu schützen. Oder weil es so viele sind, dass es albern wäre, sie sämtlich aufzuzählen. Eine Reportage ist keine wissenschaftliche Arbeit mit angehängtem Quellenverzeichnis. Bei manchen, höchst detailreichen Schilderungen bleiben die Quellen aber vielleicht auch deshalb ungenannt, weil es schade wäre, den hübschen, aber falschen Eindruck zu zerstören, der Reporter sei persönlich dabeigewesen. Der Leser ist dann - zu Unrecht - von der Fähigkeit des Reporters beeindruckt, in Sperrzonen zu gelangen, der Reporter wiederum könnte - zu Recht - darauf verweisen, nirgendwo im Text seine Anwesenheit behauptet zu haben.

Schwirrt Ihnen der Kopf? Alles so spitzfindig, so spekulativ. Gibt es nicht wichtigere Qualitätskriterien, Sprachkraft etwa, Eindringlichkeit, Reportermut, Erkenntnisgewinn? Gewiss. Doch in der Offenlegung von Recherchen zeigt sich die Ehrlichkeit des Reporters gegenüber seinen Lesern. Eine Nebensächlichkeit ist das nicht. Und die Vermutung, hier werde bisweilen unsauber gearbeitet, diskutieren Reporter untereinander seit Jahren.

Bewusst den Eindruck zu erzeugen, erlebt zu haben, was man nicht erlebt hat, ist unredlich. Gänzlich unzulässig wird es, wenn Reporter der Versuchung erliegen, ein ihnen erzähltes Geschehen noch mit Details aufzuhübschen, die plausibel wirken, aber erfunden sind. Der Leser erfährt dann von Geräuschen und Gerüchen, welche Nüsse in den Knabberschalen lagen und wer als Erster sein Sakko ablegte und die Ärmel

hochkrempelte. Lauter szenische Details, die den Text lebendiger, saftiger machen, bei denen es aber bisweilen schwerfällt, zu glauben, die Informanten des Autors könnten sich Wochen oder Monate später noch an solche Belanglosigkeiten erinnern.

Es gibt wunderbar geschriebene Reportagen, auch preisgekrönte der letzten Jahre sind darunter, in denen sich nacherzählte Szenen finden, deren Präzision und Detailfülle beeindrucken - und die nun, wo sich die Debatte ausweitet, Misstrauen auslösen. Das mag unberechtigt sein und unfair. Manche Kollegen spüren Gebäudepläne oder Speisekarten auf, alte Empfangsprotokolle oder Wetterberichte aus Übersee, nur um die Rekonstruktion eines Moments mit zusätzlichen Details anzureichern. Andere Kollegen machen es sich ein bisschen einfacher - für die entscheidenden Fakten, so mögen sie sich sagen, haben sie ja sichere Quellen. Doch Belanglosigkeiten zu erfinden ist keine Belanglosigkeit. Weil ein Reporter kein Romancier ist. Entweder oder.

Der Henri-Nannen-Preiskampf geht inzwischen weit über den Anlass hinaus. Niemand wirft dem Autor, der seine Auszeichnung verloren hat, vor, irgendetwas erfunden zu haben. Auch unterstellt ihm niemand, er habe in seinem Text bewusst den falschen Eindruck erwecken wollen, die Modelleisenbahn von Horst Seehofer selbst gesehen zu haben. Entscheidend sei, so die Jury, dass der "Spiegel"-Redakteur sie nicht gesehen hat. Und warum soll das so entscheidend sein? Weil der Redakteur überzeugt ist, in dem Hobby des Horst Seehofer mehr entdeckt zu haben; er hat es zum Leitmotiv seines Psychogramms gemacht. "Die Eisenbahn ist ein Modell von Seehofers Leben", heißt es gleich zu Textbeginn - doch ausgerechnet diese Bahn kennt der Autor nur aus Schilderungen Dritter.

Das ist weder unredlich noch unzulässig, nur ein kleiner handwerklicher Makel. Aber ein Text, der als beste Reportage des Jahres ausgezeichnet werden soll - wofür laut offiziellem Statut auch Porträts in Frage kommen -, solch ein Text muss "vorbildlich" sein und "besondere Anforderungen erfüllen", erklärte die Jury. Die Mehrheit ihrer Mitglieder fasste daher den Entschluss, den Preis abzuerkennen. Der Streit, ob das harte Urteil notwendig oder völlig überzogen ist, hat sich nun verbreitert in eine Debatte über einige Grundregeln des Journalismus. Das kann nur hilfreich sein,

gerade für einen Berufsstand, dem es schwerfällt, ab und zu auch mal sich selber und sein Handwerk in Frage zu stellen.

Der große Preis

Was ein Bäcker tut, glaubt man zu wissen. Ein Bäcker backt. Und ein Lehrer? Ein Lehrer lehrt. Ganz einfach. Ein Anstreicher streicht an. Ein Dachdecker deckt Dächer. Aber was tut ein Reporter?

Stefan Willeke, Die Zeit, 19.05.2011

Was ein Bäcker tut, glaubt man zu wissen. Ein Bäcker backt. Und ein Lehrer? Ein Lehrer lehrt. Ganz einfach. Ein Anstreicher streicht an. Ein Dachdecker deckt Dächer. Aber was tut ein Reporter?

Diese Frage stellt sich seit dem 6. Mai, als im Hamburger Schauspielhaus der Henri-Nannen-Preis vergeben wurde, der als höchste Auszeichnung im deutschsprachigen Print-Journalismus gilt. In der Kategorie Reportage, dem Egon-Erwin-Kisch-Preis, wurde der Spiegel - Redakteur René Pfister geehrt, der ein kenntnisreiches Porträt des Politikers Horst Seehofer geschrieben hatte. Eine Schlüsselrolle im Text spielt die Modelleisenbahn in Seehofers Hobbykeller. Als Pfister auf der Bühne des Schauspielhauses erzählte, er sei nicht in Seehofers Keller gewesen, sondern habe die Keller-Passage aus Gesprächen mit Seehofer rekonstruiert, passierte etwas, an das sich Journalisten später als »angespannte Stille« erinnern sollten. Die Ruhe vor dem Sturm. Der brach mit Verzögerung los: Die Jury erkannte den Preis ab, dagegen protestierte der Spiegel , die Bild-Zeitung erklärte den Vorfall zum »peinlichsten Medienskandal des Jahres« und zur »Märklin-Affäre«.

Von Tag zu Tag schwoll die Zahl der Reportage-Fachleute an, die schon immer wussten, was eine Reportage darf und was ihr verboten ist. Ein Reporter muss bei allem, was er beschreibt, persönlich dabei gewesen sein. Ein Porträt ist doch keine Reportage. Über Nacht entwickelte sich eine Expertokratie, die sich in erbitterte Diskussionen stürzte - wie eine Kolonie von Kleingärtnern, die darüber streiten, dass man die hübsche Götterblume keinesfalls verwechseln dürfe mit der gewöhnlichen

Grasnelke. Nie war der Kisch-Preis so umstritten wie seit dem Tag, als er dem Preisträger genommen wurde.

Was also tut ein Reporter?

Oft rieten mir Freunde und Kritiker, mich nicht selbst einen Reporter und meine Produkte nicht Reportagen zu nennen, nicht zu betonen, dass meine Stoffe mit wirklichen Ereignissen übereinstimmten. »Lassen Sie doch Daten und Namen weg, und schreiben Sie als Untertitel >Novelle< hin. Dann werden Sie literarisch beurteilt werden, als Mann von Phantasie.« »Von Phantasie!« Bedarf die Gestaltung der Wahrheit keiner Phantasie?

Diese Textpassage stammt von Egon Erwin Kisch (Von der Reportage, ein Kapitel in seinem Buch Marktplatz der Sensationen). Das Buch kam im Jahr 1942 heraus, da war er schon lange ein bekannter Reporter. 1948 starb er. Viel später, 1977, wurde zum ersten Mal der nach ihm benannte Journalistenpreis verliehen, für Spitzenleistungen der Reportage. Gestalten ihre Autoren tatsächlich die Wahrheit, wie Kisch schrieb, und was bedeutet Gestaltung? Ist »Gestalten« ein vornehmes Synonym für Verdrehen, für Erfinden? Ist es das, was Reporter tun: die Wirklichkeit biegen, so lange, bis sie passt?

Die meiste Arbeit, die im Handwerk des Reporters steckt, sieht man nicht

Vor sechs Jahren wurde mir der Kisch-Preis für ein ZEIT - Dossier verliehen, in dem es um Chinesen ging, die in Dortmund eine Kokerei demontierten, um sie in China neu aufzubauen. Ich hatte dort, über Monate hinweg, viel Zeit verbracht. Oft saß ich neben der Männertoilette der stillgelegten Fabrik und wartete auf einen Chinesen, Herrn Mo, den Bauleiter, der gegenüber der Toilette sein Büro und sein Schlafzimmer hatte. Die Verabredungen mit mir vergaß er oft, also musste ich warten. Ich hätte eine womöglich aufschlussreiche Geschichte schreiben können über die unterschiedlichen Toilettengewohnheiten chinesischer und deutscher Arbeiter. Ich glaube, ich hätte die Nationen am Ende allein an den Geräuschen erkannt. Aber darüber habe ich dann nur einen einzigen Satz verloren - dafür viele Sätze über Mo. Ich wollte seine Geschichte erzählen. Mo war wichtig für mich, die Wirklichkeit bis zu seinem Eintreffen war unwichtig. Ich habe Hunderte Chinesen reduziert auf einen,

die Wirklichkeit stark verengt, einen Menschen ausgewählt, die meisten anderen am selben Ort weggelassen - um der Klarheit und der Erkenntnis willen.

Ein Reporter ist nicht dazu da, der Unübersichtlichkeit der Welt gerecht zu werden durch die Verworrenheit eines Textes. Jeder unlesbare Artikel ist ein vergeudeter Versuch. Ein Reporter ist ein Geschichtenerzähler. Er fährt hinaus in eine Welt, die vielen seiner Leser verschlossen bleibt, er entführt seine Leser. Er beobachtet Leben und füllt seinen Text mit Leben. Er soll aufrütteln, erklären, interpretieren. Er liest Schriftstücke, er macht sich sein Bild.

Ein Reporter ist ein Handwerker. Er sammelt Material und verarbeitet es. Manchmal ist er ein Maurer, manchmal ein Kunstschmied. Ganz sicher ist er kein Künstler, der sich über die Realität hinwegsetzen darf. Ganz sicher ist er auch kein Stativ, auf dem eine Panoramakamera ruht. Er muss sich die Wahl des Bildausschnitts schon zutrauen. Die meiste Arbeit, die in dem Handwerk des Reporters steckt, sieht man nicht. Sähe man sie, hätte der Autor etwas falsch gemacht. Einen Elektriker beurteilt man danach, ob das Licht angeht, wenn man auf den Schalter drückt. Das Wissen über die Kabelkanäle, die er in die unverputzten Wände gestemmt hat, kann er für sich behalten. Einen Reporter beurteilt man daran, ob er Licht bringt in eine noch nicht ausgeleuchtete Wirklichkeit.

Aber darf ein Reporter die Quellen seines Wissens beliebig verschweigen? Es sollte im Artikel deutlich werden, woher sein Wissen stammt. Es schadet dem Elektriker nicht, wenn er zu erkennen gibt, wo die Leitungen verlaufen. Ein Elektriker ist kein Illusionist. Er würde sich lächerlich machen, wenn er sich dafür hielte.

Weil die Liebe zu der großen, einmaligen Geschichte unheilbar ist, neigen Reporter dazu, die dekorierende Seite ihres Handwerks zu überschätzen. Es gibt Reportagen, die deswegen Unbehagen und sogar Widerwillen auslösen, weil alles ineinanderpasst. Jeder Zeitungsredakteur, der Reportagen auf den Tisch bekommt, kennt die Momente, in denen er beim Lesen stutzt und sich fragt: Kann das sein, oder steigert sich der Reporter in etwas hinein? Wieso bellt zum Beispiel, kurz bevor der dramatische Höhepunkt der Geschichte erreicht wird, mal wieder in der Ferne ein Hund?

Wo noch die kleinste Beobachtung dem Effekt untergeordnet wird, steigt die Gefahr, dass der Autor seine Leser für dumm verkauft - und letztlich sich selbst. Denn jeder Reporter weiß, dass die ungeschriebene Wirklichkeit voll ist von Widersprüchen, solchen, die man aushalten muss. Texte schleifen kann nicht bedeuten, die Wirklichkeit zu schleifen, bis die letzten Unebenheiten verschwunden sind. Die Grenze vom Kisch-Preis zum Kitschpreis wäre überschritten, wenn die Liebe zur Geschichte umschlagen würde in eine Ästhetik der Glätte. Diese Versuchung begleitet die Reportage wie kein anderes journalistisches Genre. Ein Reporter ist verführbar.

Es ist nicht in Ordnung, so zu tun, als sei man aktuell in Seehofers Keller, wenn man es nicht ist. Doch Seehofer erklärte, der Spiegel - Autor habe keine Unwahrheiten geschrieben. Warum dann die Aufregung? Sie hätte sich nicht hochgeschaukelt, wenn es nicht auch um die Frage ginge, wie echt der Reportagejournalismus noch ist. Warum muss ein Reporter überhaupt etwas rekonstruieren, das er nicht selber erlebt hat? Genügt ihm das Erlebte nicht mehr?

Nein, es genügt ihm manchmal nicht mehr - aus guten Gründen. In einer komplizierter werdenden Welt, die nicht mehr aus politischen Blöcken besteht, einer Welt, in der verheerende Explosionen lautlos verlaufen (wie beim Finanzcrash), einer Welt, in der Krieg mancherorts nicht Krieg heißt und der Frieden keiner ist (wie in Afghanistan), schlagen Reporter eine Schneise in die verästelte, oft widersprüchliche Realität. Das ist eine mühsame Angelegenheit, weil die Reportage darauf aus ist, Einfachheit zu erzeugen, Nachvollziehbarkeit, Bilderreichtum, Lesegenuss. Mühsam ist es auch deshalb, weil der Reporter nicht zugleich in Kabul sein kann und in Washington. Er kann nicht zugleich im Jahr 2008 recherchieren und im Jahr 2011. Er kann nicht ständig dabei sein, wenn etwas Entscheidendes geschieht, aber er muss die Zusammenhänge herstellen: Er muss das Erlebte verweben mit dem Erzählten und dem Aktenwissen. Den Unterschied sollte der Reporter kenntlich machen. Nähte muss er ziehen, und wenn er es überzeugend macht, spüren die Leser von den Nahtstellen das, was sie spüren sollen: fast nichts. Die aufwendige Spiegel- Recherche über die Kundus-Affäre, die mit einem der Henri-Nannen-Preise 2011 ausgezeichnet wurde, ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür. Diese Recherche galt als »Dokumentation«, nicht als Reportage. War sie wirklich keine?

Warum sollte die Reportage immer bleiben, wie sie war?

Warum soll die Reportage reinrassig bleiben in einer Welt, in der sich immer mehr miteinander vermengt? Die klügsten Hunde sind nicht die mit dem einwandfreien Stammbaum, sondern solche, die man Mischlinge nennt. Warum will man die Reportage daran hindern, sich weiterzuentwickeln, indem man sie auf die Ausschließlichkeit des selbst Erlebten festlegt? Weil das früher auch so war? Natürlich war Franz Beckenbauer einst ein großartiger Fußballspieler, aber wenn man sich heute seine besten Momente noch einmal auf dem Bildschirm anschaut, dann fragt man sich, ob eigentlich pausenlos die Zeitlupe läuft oder ob der Videorekorder hakt.

Reporter tun sich und ihren Lesern keinen Gefallen, wenn sie ihre Arbeit an den acht Sparten des Henri-Nannen-Preises messen. Reporter sind angewiesen auf ihren Instinkt und ihre Unabhängigkeit. Das bedeutet auch: Unabhängigkeit von den Kategorien der anderen. Es gibt Reportagen, in die Interviewpassagen eingebaut wurden, nicht nur aus edlen dokumentarischen Gründen, sondern auch, weil sich der Text dann interessanter liest. Es gibt Porträts, die so aufwendig recherchiert sind und den Lebensweg eines Menschen so genau nachzeichnen, dass sie Reportagen sind. Es gibt Reportagen mit kommentierenden Sätzen. Es gibt Reportagen, die zum Großteil aus Rückblicken auf Ereignisse bestehen, die der Reporter nicht selbst erlebt hat und die der Leser benötigt, um die Tiefe des Themas zu erkennen. Würde man alle Kisch-Preisträger in einem Raum versammeln, dann wäre der Raum voll. Würde man anschließend jeden vor die Tür schicken, der in seiner Siegerreportage etwas nicht selbst Erlebtes verwendet hat, dann wäre der Raum leer.

Und jetzt? Eine Jury hat entschieden, einem Autor den Preis abzusprechen. Und die Lehre daraus? Bloß keine Ethikkommission. Es sind noch nie so viele gute Reportagen in deutschen Zeitungen und Magazinen erschienen wie heute. Die besten dieser Texte erzeugen einen Sog, zu dem kein anderes Genre in dieser Weise fähig ist: den Sog des Lesens. Das ist eine fantastische Nachricht in Zeiten des Zwitscherns und Simsens. Was also darf die Reportage? Sie darf, solange sie ihr Handwerk ernst nimmt: alles.

Die besten Reporter sind nicht unbedingt die mit den schnellsten Beinen, nicht unbedingt die mit der präzisesten Beobachtung, sondern jene, die aus einer präzisen Beobachtung einen weiterführenden Gedanken formen. Es gibt eine Schönheit, die ohne den heißen Atem des gehetzten Berichterstatters auskommt, eine überraschende Schönheit, die in der Sprache ihren Ausdruck findet und ihren Ursprung in der Abweichung vom Trampelpfad. Ein Reporter zieht los, um etwas Neues zu entdecken. Warum sollte die Reportage bleiben, wie sie war?

In dem Film Aus der Mitte entspringt ein Fluss, der auf einem amerikanischen Roman beruht, gibt es eine Szene mit einem fischenden Reporter in Montana. Der Vater des Reporters brachte dem Jungen einst mithilfe eines Metronoms bei, dass man die Angelrute in einem Viertaktrhythmus auszuwerfen habe, stets mit kontrollierten Armbewegungen und parallel zur Oberfläche des Wassers. Der Junge gehorchte, er fing seine Fische. Aber als er erwachsen wird und sein Leben Kapriolen schlägt, tut er etwas, das den Vater zutiefst irritiert: Der Junge nennt es »Schattenwurf«. Er schleudert die Schnur in wilden Schwüngen quer übers Wasser, bis in den Schatten der Bäume, scheinbar unkontrolliert.

Und er fängt den Fisch seines Lebens.

Disput nach der Preisvergabe

Andreas Petzold, stern, 19.05.2011

Liebe Leserinnen, liebe Leser, es ist kein Skandal, es geht auch nicht um Betrug oder Trickserei, und Vergleiche mit Guttenberg sind dummes Zeug. Dass dem "Spiegel"-Reporter René Pfister der Henri Nannen Preis für die beste Reportage 2010 von der Jury wieder aberkannt worden ist, berührt andere Fragen, die Journalisten vieler Medien seither diskutieren: Darf in einer Reportage ein Ereignis so beschrieben werden, als wäre der Journalist dabei gewesen, obwohl er es nicht war?

In welchen Fällen muss der Leser erfahren, woher eine Information oder Beschreibung stammt?

Was ist geschehen? "Der Spiegel" hatte ein Porträt über Horst Seehofer veröffentlicht. Die Reportage beginnt mit der Beschreibung, wie sich Horst Seehofer im Keller seines Ferienhauses mit seiner Märklin- Modelleisenbahn vergnügt. Er habe ein Foto der Kanzlerin auf Miniformat kopiert, auf eine Plastikfigur geklebt und in eine Diesellok gesetzt. "Seither dreht auch die Kanzlerin auf Seehofers Eisenbahn ihre Runden", heißt es in dem Text. Auf der Bühne des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg - dort wird der Nannen-Preis vom stern und dem Verlag Gruner + Jahr verliehen - räumte der Autor dann überraschenderweise ein, gar nicht in Seehofers Keller gewesen zu sein. Was René Pfister aufgeschrieben hatte, war also keine eigene Beobachtung.

Der "Spiegel"-Journalist ist ein herausragendes schreiberisches Talent und alles andere als unlauter.

Er hat eben nur in dieser wichtigen Textpassage das Reinheitsgebot der Reportage nicht eingehalten und den falschen Eindruck erweckt, der Autor wäre Augenzeuge gewesen. Deshalb hat die Jury mehrheitlich entschieden, den Preis abzuerkennen. Die Jury - das sind die Autorin Elke Heidenreich sowie Herausgeber und Chefredakteure von "Zeit", "Welt", "Focus", "Spiegel", "taz" "Westdeutsche

Allgemeine Zeitung", "Geo", "Frankfurter Allgemeine", "Süddeutsche Zeitung" und stern. Ich selbst bin Jurymitglied und habe für die Aberkennung votiert. Denn hätte die Jury gewusst, dass Seehofer dem Autoren die hübsche Merkel-fährt-im-Kreis-Anekdote erzählt hat, wäre dieser Text von vornherein nicht als beste Reportage 2010 infrage gekommen - weil sich der Text eben nur so liest, als wäre der Autor Augenzeuge gewesen. (Lesen Sie dazu auch das Gespräch mit Jurymitglied und "Zeit"-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo ab Seite 132).

Im Kern dreht sich die Debatte, die sich in der Medienbranche aus diesem Vorgang entspinnt, um die Glaubwürdigkeit unserer journalistischen Arbeit für die Leserinnen und Leser. Vor allem auch weil wir Journalisten uns fortwährend herausnehmen, Politiker und Wirtschaftsführer zu kritisieren, wenn diese unredlich arbeiten. Deshalb müssen wir - auch der stern - immer wieder die Maßstäbe unserer Arbeit justieren.

"Es gehört zu unserer Glaubwürdigkeit zu sagen: Hier gibt es Fehlentwicklungen"

Was darf ein Reporter, was nicht? Seit die Jury des Henri Nannen Preises einem der Gewinner den Sieg wieder aberkannt hat, gibt es Streit. GIOVANNI DI LORENZO, Chefredakteur der "Zeit" und Jury-Mitglied, über die umstrittene Entscheidung und die tägliche Versuchung, eine Geschichte auszuschmücken

Giovanni di Lorenzo, stern, 19.05.2011, Interview: Florian Gless, Kuno Kruse

Der Henri Nannen Preis ist der wichtigste deutsche Journalistenpreis.

Als er in diesem Jahr am 6. Mai vergeben wurde, löste eine naheliegende Frage der Moderatorin Katrin Bauerfeind einen Eklat aus. Sie fragte den Preisträger in der Kategorie Reportage, den „Spiegel“-Reporter René Pfister, wie er in den Keller zur Modelleisenbahn von Horst Seehofer gekommen sei, über die er geschrieben hatte. Völlig unbefangen antwortete Pfister, dort sei er nie gewesen.

Seitdem ist eine Debatte entfacht, wie es sie im deutschen Print-Journalismus lange nicht gegeben hat: Darf der Reporter etwas beschreiben, was er nicht selbst erlebt hat - ohne es deutlich zu machen? Die Mehrheit der Jury des Nannen Preises ist der Meinung: Nein. Nach einer Telefonkonferenz drei Tage nach der Verleihung erkannte sie Pfister den Preis wieder ab. Einer der sieben Befürworter dieser Entscheidung ist der Chefredakteur der „Zeit“, Giovanni di Lorenzo.

?:Herr di Lorenzo, was war Ihr erster Gedanke, als René Pfister auf der Bühne so offenherzig verriet, dass er nie im Keller von Horst Seehofer gewesen war?

!:Mir ging es wie den meisten, die da saßen - gerade jenen, die nicht aus der schreibenden Zunft kamen: Ich habe gestutzt.

?:Hatten Sie zuvor für Pfister gestimmt?

!:In beiden Jurysitzungen habe ich mich für diese Geschichte starkgemacht.

Es gab den Einwand, dass das altbekannte Tatsachen seien, olle Kamellen. Dagegen haben wir argumentiert: Wenn zum Beispiel die Modelleisenbahn im Keller so bekannt ist, warum hat sie bislang niemand so gut beschrieben?

Mir ging es nicht nur darum, einen brillanten Autor auszuzeichnen, den ich sehr schätze, sondern auch darum, dem Genre des politischen Porträts Mut zu machen, einem Genre, das manchmal etwas ausgelaugt wirkt. Insofern war ich sehr happy über

Pfisters Geschichte. Und natürlich war dann die Enttäuschung groß, dass gerade die entscheidende Szene rekonstruiert worden war.

?:Dass Reporter über Dinge schreiben, die sie nur vom Hörensagen wissen, ist nicht ungewöhnlich. Warum jetzt diese Aufregung?

!:Es geht um den Einstieg. René Pfister beschreibt Horst Seehofer im Keller seines Ferienhauses an einer Modelleisenbahn: Seehofer habe ein Foto von Angela Merkel kleinkopiert, auf eine Plastikfigur geklebt und in eine Lok gesetzt.

Das ist eine Szene, die sich als Metapher durch die ganze Geschichte zieht, bis hin zur Überschrift „Am Stellpult“. Sie entfaltet das vermeintlich psychologische Grundmuster zum Verständnis der Figur Horst Seehofer.

?:Ja, und?

!:Der springende Punkt ist nicht:

Hat René Pfister gelogen? Das hat er nicht, Seehofer selbst und auch „Spiegel“-Kollegen haben ihm davon erzählt, es gibt diese Eisenbahn.

Der springende Punkt ist:

Es waren nicht irgendwelche Absätze in diesem Porträt, es waren die drei entscheidenden Absätze, aufgrund derer er den Preis bekommen hat. Hätte die Jury gewusst, dass gerade diese zentrale Szene rekonstruiert war, eine Szene, die alle so begeistert hat, wäre dieser Preis nie an Pfister gegangen. Eine andere sehr gute Reportage hätte ihn bekommen, der Autor dieses Textes ist um den Lohn seiner Mühe gebracht worden.

?:Warum hat die Nähe, die Pfister suggeriert, die Jury so fasziniert?

!:Die Nähe macht den Unterschied zwischen einer sehr guten und einer guten Reportage, aber Nähe darf nicht vorgetäuscht werden.

?:Hat die Jury nie daran gezweifelt, dass Pfister im Keller war?

!:Es war unmöglich, das zu erkennen.

Es sitzen Leute in dieser Jury, die jahrelang nichts anderes gemacht haben, als Reportagen zu redigieren. Niemand von uns wäre auf den Gedanken gekommen, dass er nicht im Keller war.

Es steht ja in der Szene sogar explizit drin: „auch jetzt im Sommer“ - der Artikel erschien im August.

?:Nun ist Pfister den Preis los, sein Name wird für immer mit diesem Eklat verbunden bleiben.

!:Natürlich tut mir René Pfister leid, dass es ausgerechnet ihn getroffen hat, einen noch jungen Preisträger. Kein Journalist möchte erleben, was er jetzt durchmachen muss. Dass nun, wie manche fürchten, seine Existenz vernichtet oder gefährdet wird, das ist Gott sei Dank nicht der Fall. Er hat einen wunderbaren Job beim „Spiegel“, seine Chefredaktion steht uneingeschränkt zu ihm, und ich sage: Ich wäre auch nach der Aberkennung froh, wenn ich René Pfister in der Redaktion der „Zeit“ hätte.

?:Der Jury wird vorgeworfen, dass sie den Autor vor der Aberkennung nicht gehört hat.

!:Den Vorwurf muss sich die Jury gefallen lassen. Aber es gab vor der Entscheidung schon drei Tage hitzigster Debatten, und eine Rolle mag auch gespielt haben, dass die ersten Äußerungen von René Pfister gegenüber Journalisten etwas enttäuschend waren: kein Wort darüber, dass hier ein Fehler gemacht worden war. Ich will gar nicht sagen: kein Wort des Bedauerns.

Da ist der Eindruck entstanden, da sei von Pfister keine Einsicht zu erwarten.

?:Was waren die Argumente der Gegner dieser Aberkennung?

!:Rücksicht auf den Autor, der jung ist, der das ohne Vorsatz getan hat. Es gab auch den Vorhalt, das seien doch nur wenige Zeilen in einer sehr langen Geschichte.

Und: Das beschädige die Jury. Das ist das Argument, in dem ich mich am wenigsten wiederfinde, da es doch um Glaubwürdigkeit und Transparenz geht. Die Jury hat mit ihrer Entscheidung auch gezeigt, dass nicht stimmt, was ihr gelegentlich vorgeworfen worden ist: dass hier nämlich ein Klüngel von Hamburger Journalisten einander auszeichnet und sich gegenseitig deckt. Dennoch habe ich Respekt vor den Kollegen, die gegen die Aberkennung gestimmt haben. Ganz besonders gilt das für den „Geo“-Chefredakteur Peter-Matthias Gaede, der in der Jurysitzung ein entschiedener Gegner dieser Auszeichnung war und sich trotzdem danach mit großer Vehemenz gegen die Aberkennung ausgesprochen hat.

Ich bin allerdings anderer Meinung.

?:Der Flurschaden ist nun groß.

!:Es war alles andere als eine bequeme Entscheidung. Aber jetzt gibt es auch eine Chance, das ohne Selbstgerechtigkeit und Selbstgefälligkeit abzuschließen, und die sollten wir nutzen. Vor allem sollte niemand die Sache benutzen, um ganz anderes auszutragen.

?:Was meinen Sie?

!:Es fällt schwer, sich vorzustellen, dass die liebevolle Begleitung der „Märklin-Affäre“ durch die „Bild“-Zeitung nichts zu tun hat mit einer kritischen Titelgeschichte im „Spiegel“ vor wenigen Wochen über die „Bild“-Zeitung.

?:Pfister hat sich bei der Preisverleihung ganz arglos geäußert. Zeugt das nicht davon, dass er sich einer Methode bedient hat, die branchenüblich ist?

!:Ja, sicher. Umso mehr müssen wir die Debatte schnell wegbekommen von René Pfister und dem „Spiegel“ hin zu einer Debatte, die redaktionsintern bei jedem Blatt geführt werden muss und nach diesem Eklat mit Sicherheit auch geführt werden wird: Was darf eine Reportage, und was sollte sie tunlichst unterlassen?

Ich sitze hier nicht als der Vertreter einer moralisch besseren Anstalt: Das sind Fragen, die wir alle kennen!

?:Sie auch?

!:Natürlich. Sicherlich kann man bei einem Mord, bei dem man nicht dabei ist, wie jeder nachvollziehen kann, nicht auf die Rekonstruktion verzichten. Ich würde sogar sagen: Die Mehrzahl der Geschichten sind heute Rekonstruktionen.

Wir haben ja auch eine ausgezeichnet beim diesjährigen Henri-Nannen-Preis: die hervorragende „Spiegel“-Dokumentation über das Bombardement nahe Kundus. Auch hier gab es Vorbehalte. So werden immer wieder Details beschrieben, die können die Autoren nicht erlebt haben, und nach Meinung der Kritiker ist es relativ unwahrscheinlich, dass Zeugen den Reportern geschildert haben, dass etwa ein Kinn zittert oder jemand müde nickt. Aber trotzdem haben wir gesagt: Diese Recherche ist so brillant, sie stellt einen Dienst an der Weltöffentlichkeit da. Dennoch bleibt die Frage: Wie viel muss man kenntlich machen?

?:Wäre es besser gewesen, wenn Pfister geschrieben hätte, „so erzählt es Seehofer jedem gern“?

!:Natürlich hätte man diese Geschichte anfangen können - Herr Pfister würde das besser ausdrücken - mit dem Satz: „Immer, wenn Horst Seehofer besonders entspannt ist, erzählt er die Geschichte von seiner Modelleisenbahn.“ Punkt. Absatz. Und dann geht es so los wie im Text geschrieben.

Warum steht das da nicht? Weil es da womöglich den einen oder anderen Kollegen gibt, der sagt: „Komm, das macht die Geschichte nur langsamer, das wirkt auch uncool.“ Und dann ist die Versuchung da, einen Eindruck von Authentizität herzustellen, die gar nicht gegeben ist.

?:Jeder von uns kennt diese Versuchung.

!:Oh ja. Ich war 21 oder 22 Jahre alt und hatte ein Interview mit Sergio Corbucci geführt, einem Großmeister des Italo-Westerns.

In einem Anflug von Größenwahn bot ich dieses Gespräch dem deutschen Ableger des Magazins „Interview“ an. Da meldete sich der Chefredakteur, übrigens ein ehemaliger stern- Kollege, und sagte: Liest sich ganz gut, aber wir brauchen als Vorspann noch ein bisschen Atmosphäre.

Das war für mich schwierig, denn ich hatte dieses Gespräch nur am Telefon geführt.

Ich hatte keinen Schimmer, wie es bei Corbucci zu Hause zugeht, hatte aber begriffen, was die Kollegen gerne lesen wollten: In dem kurzen Vorspann klapperten dann die Kochtöpfe, es roch buchstäblich nach gebratenem Knoblauch und Rosmarin, so wie man sich das Zuhause eines Italieners vorstellt. Es meldete sich dann der Chef und sagte: „Jetzt ist die Geschichte richtig gut.“ Das geht natürlich gar nicht, aber ich weiß noch genau, wie ich das Gefühl hatte: Alles richtig gemacht! Das war ein ganz unerhebliches Detail, es wurde aber zur Voraussetzung dafür, dass die Geschichte gedruckt wurde.

?:Ist die Empörung auch deswegen so groß, weil sich viele Journalisten ertappt fühlen?

!:Ich stelle jedenfalls fest: Beim Einstecken von Kritik sind unsere Fähigkeiten eher unterentwickelt.

Wenn zu unserem Beruf gehört, Schwächen, Vertuschungen, Fehler anderer aufzudecken, dann gehört es auch zu unserer Glaubwürdigkeit zu sagen, hier gibt es Fehlentwicklungen: die Vernebelung der Quellenlage, Ausschmückung, Rekonstruktion von Szenen mit Details, die so nicht beobachtet worden sein können. Wir können übrigens aus einer Position der Stärke heraus Selbstkritik üben: In den deutschen Medien gibt es inzwischen eine fantastische Kultur der Reportage, und daran hat der „Spiegel“ einigen Anteil.

?:Was schlagen Sie vor?

!:Es gibt keine allgemeingültigen Regeln, die man jetzt als Kodex verabschieden könnte. Jede Geschichte ist anders, und an jede Geschichte stellen sich andere Fragen - man muss sie nur diskutieren.

Aber ich kann auch nicht jede Geschichte zerstören, indem ich jedes Mal nach drei, vier Sätzen hineinschreibe, wer wo was gesagt hat. Das geht nicht. Das weiß jeder, der Geschichten schreibt. Man muss doch auch dem Autor vertrauen können. Der bürgt mit seinem Namen dafür, dass die Geschichte stimmt.

?:Im Wettbewerb - zum Beispiel zu Internet-Blogs, in denen jeder schreiben kann, was er will - ist die Glaubwürdigkeit das höchste Gut der Journalisten ...

!:... Schon der reine Selbsterhaltungstrieb verlangt von uns Glaubwürdigkeit. Die Menschen, die uns noch in großer Zahl lesen, müssen uns vertrauen können.

Das ist die ganze Geschichte.

Über Kisch und Kitsch

Was für eine Demütigung! Spiegel-Autor René Pfister musste seinen Henri-Nannen-Preis zurückgeben. Der Jury gefiel nicht, dass Pfisters Porträt über Horst Seehofer mit einer Szene beginnt, die er selbst nicht erlebt hat. Reicht das aus, um den renommiertesten deutschen Reporterpreis wieder einzukassieren? Der journalist traf FAS-Feuilletonchef Claudius Seidl (l.) und Zeit-Dossier-Leiter Stefan Willeke zum Streitgespräch über Reportage-Kriterien, Trivialliteratur und Egon Erwin Kisch.

Claudius Seidl und Stefan Willeke, Der Journalist, 30. Mai 2011

journalist: Herr Willeke, Sie haben viele Journalistenpreise bekommen. Welchen davon zu unrecht?

Stefan Willeke: Keinen. Ich habe alle verdient.

Haben Sie noch nie eine Reportage-Szene nur aus Erzählungen anderer konstruiert?

Willeke: Doch, immer wieder. Aber wenn ich eine Schlüsselszene entwickelt habe, die den Text grundiert, habe ich das Beschriebene auch selbst gesehen.

Heißt das, René Pfister musste seinen Preis zu Recht zurückgeben?

Willeke: Die Jury hat eine extrem harte Entscheidung getroffen. Wenn Sie beim Fußball die Hand nehmen, und dann kommt der Schiedsrichter und sagt: "Rote Karte, ein Jahr Sperre" – dann ist das vergleichbar. Aber ich verstehe, dass die Jury ihre Kriterien hat. Und wenn man keine Gelben Karten vergeben kann, dann muss man eben gleich die Rote ziehen.

Herr Seidl, Sie sind Kritiker und haben noch nie einen Henri-Nannen-Preis gewonnen.

Claudius Seidl: Ich werde auch nie einen gewinnen, denn ich werde mich niemals bewerben.

Sie könnten dafür vorgeschlagen werden.

Seidl: Dann würde ich ihn nicht annehmen. Mein Kollege Niklas Maak war mal in der Jury. Er kam zurück mit folgender Botschaft: Freunde, euer Gewinn ist euer Arbeitsplatz, euer Gewinn sind die Bedingungen, unter denen ihr hier schreiben könnt. Aber setzt euch nie dem Urteil dieser Jury aus. Daran haben wir uns gehalten. Wir wollen von diesen Leuten weder zurückgewiesen noch gepriesen werden.

Hat sich die Jury blamiert?

Seidl: Eindeutig. Drei Tage nach der Verleihung einen Preis abzuerkennen, aus dem Gefühl heraus, man müsse den Preis rein halten – das ist doch peinlich. Jetzt ist die Situation verfahren. Wenn die Jury zurücktritt, macht sie sich lächerlich. Wer sich bei dieser Jury noch einmal bewirbt, macht sich lächerlich. Der einzig positive Effekt ist, dass der Preis irrelevant wird. Journalisten vergeben Preise an Journalisten. Wie blöd ist das denn?

Willeke: Aber wer soll sie denn sonst vergeben?

Seidl: Wozu brauchen Journalisten Preise? Journalisten sollen dafür kämpfen, dass sie anständige Gehälter bekommen. Allein die Inszenierung der Preisverleihung: Da kommen die Hamburger Honoratioren im Smoking. Als wären es die Oscars. Das ist doch alles so falsch.

Willeke: Ich will hier nicht den roten Teppich verteidigen. Als ich dort lang gelaufen bin, hat mich das auch seltsam berührt. Aber was wäre die Alternative? Wo will man Spitzenleistungen im Journalismus auszeichnen? Im Keller? Da würden Sie hinterher sagen: Was für eine jämmerliche Veranstaltung! Jede Schornsteinfeger-Innung vergibt Preise an ihre Besten.

Seidl: Journalistische Spitzenleistungen werden dadurch ausgezeichnet, dass Leute über sie reden, darauf reagieren. Darum geht es.

Herr Seidl, Sie haben den Henri-Nannen-Preis schon vor einem Jahr kritisiert. Damals haben Sie geschrieben, die eingereichten Reportagen würden Literatur simulieren, seien aber oft nicht einmal seriöser Journalismus. Wie meinen Sie das?

Seidl: Es gibt eine Tendenz bei Reportage-Autoren, schön zu schreiben. Konflikte sind gerade so scharf, dass man sie mit sprachlichen Mitteln noch rund machen kann.

Aber das ist Kitsch, Freunde. Auf monströse Art falsch. Der Gegenstand dessen, worüber wir Journalisten berichten sollen, ist nicht das, was aufgeht.

Schreibt Herr Willeke auch Kitsch?

Seidl: Von Herrn Willeke habe ich nur tolle Reportagen gelesen.

Willeke: Schlagen Sie nur zu!

Seidl: Tatsächlich haben selbst die besten Reporter einen Hang ins Trivial-Literarische. Besonders dann, wenn sie Szenen rekonstruieren.

Willeke: Sie unterschätzen uns. In rekonstruierten Szenen stecken Unmengen an Recherche, tagelanges Aktenlesen, Dutzende Gespräche. Das sind ganz seriöse Methoden. Wieso ist das Kitsch?

Seidl: Weil am Ende alles aufgeht. Weil die Nannen-Jury die Qualität einer Geschichte daran misst, wie schön alle Fäden zusammenlaufen. Aber das sind trivial-ästhetische Kriterien. Die Honoratioren in der Jury halten es für Literatur, weil sie lange keinen Thomas Mann oder Max Frisch mehr gelesen haben. Sie denken: So ein bisschen Schönschreiberei, jede Figur wird genau erfasst, nirgendwo bleibt ein Abgrund. Schön! Aber das hat mit Ästhetik nichts zu tun. In der Moderne gehen Kunstwerke nicht auf.

Herr Willeke, René Pfister hat aufgeschrieben, wie Horst Seehofer in seinem Keller mit einer Modelleisenbahn spielt. Er war aber nie in diesem Keller. Hätte er überhaupt die Chance gehabt, dort rein zu kommen?

Willeke: In Seehofers Keller zu kommen, scheint mir kein unmögliches Reportervorhaben zu sein. Das ist ja nicht Guantanamo. Pfister hätte hingehen sollen.

Auch hingehen müssen?

Willeke: Ja. Andere Journalisten vor ihm waren dort.

Wird in Reportagen heute häufiger ein unmittelbares Dabeisein suggeriert als früher? Zum Beispiel in Sätzen wie: Jetzt denkt Angela Merkel …

Willeke: "Merkel denkt", das ist ein schwieriger Satz. Aber ich bin dagegen, wegen Pfisters Text jetzt eine Reinheitslehre aufzustellen. Was darf die Reportage und was nicht? Das geht schief. Ich bin dafür, dass die Reportage immer mehr darf. Wir brauchen keine Zehn Gebote der perfekten Reportage. Wenn die Jury des Henri-Nannen-Preises Kategorien aufstellt, wird sie ihren Grund dafür haben. Aber wir müssen uns als Reporter keineswegs daran halten.

Ist nicht vieles, was im Spiegel steht, inzwischen mehr Kolportage als Reportage, weil es aus Erzähltem rekonstruiert wird?

Willeke: Woher wissen Sie das? Wo ist der Beleg dafür?

Vielleicht ist der Beleg der Pfister-Text.

Willeke: Der Pfister-Text ist ein Beleg für gar nichts. Weder für Betrug noch für Täuschung. Es geht hier nicht um ein Verbrechen. Es geht hier um einen kleinen, aber relativ deutlichen handwerklichen Fehler, der extrem hart geahndet wurde.

Warum schlägt die Angelegenheit dann so hohe Wellen, Herr Seidl?

Seidl: Weil der Henri-Nannen-Preis vor allem eine Funktion hat: Er soll einen glanzvollen Abend für die Anzeigenkunden von Gruner+Jahr ermöglichen. Und plötzlich fällt etwas von diesem Glanz oder der Behauptung dieses Glanzes weg. Der Fall ist wie ein kleiner Sprengsatz, der eine große komplexe Konstruktion aus Halbwahrheiten, Selbstbetrug und Simulation zum Einsturz bringt. Und da bin ich Filmkritiker genug, um solche Einstürze mit Genuss zu betrachten.

Willeke: Die Kritik geht vor allem gegen den Spiegel, der sich immer als besonders selbstbewusst und unfehlbar gebärdet hat. Und jetzt ist dem Unfehlbaren ein kleiner Fehler unterlaufen. Die Bild-Zeitung nutzt es, um gegen den Spiegel anzuschreiben.

Sie waren auch in Bild zitiert.

Willeke: Ja, die finden überall was. Auch bei mir finden sie Pfisterkritische Äußerungen.

Muss der Spiegel jetzt befürchten, dass sein journalistisches Erzählkonzept infrage gestellt wird?

Willeke: Warum?

Weil diese Art, Geschichten zu rekonstruieren, typisch für den Spiegel ist. Zum Beispiel schreibt er immer wieder detailliert über Kabinettssitzungen. Dabei können die Redakteure gar nicht mit am Tisch gesessen haben.

Seidl: Das hat doch eher nachgelassen. In den späten 70er und frühen 80er Jahren war der Spiegel scheinbar noch bei jedem Geheimtreffen dabei. Diese Besserwisserei hat abgenommen. Wie man überhaupt dem Spiegel zugutehalten muss, dass er gemerkt hat, dass sein Publikum nicht jeden Winkelzug der Kabinettspolitik interessant findet.

Willeke: Der Spiegel hat schon immer mit rekonstruierten Szenen gearbeitet. Wahrscheinlich mehr als andere. Aber zugenommen hat das nicht. Das kommt uns nur so vor, weil wir jetzt alles durch diese Pfisterkritische Brille betrachten.

Wenn Sie selbst mit den Recherchen für eine Reportage beginnen, Herr Willeke – wie finden Sie Ihre Protagonisten?

Willeke: Um das hier mal klar zu sagen: Ich caste nicht. In Journalistenseminaren höre ich oft: Wir suchen so lange, bis die Protagonisten zur Geschichte passen. Davon halte ich nichts. Natürlich muss man wissen, warum man an einen bestimmten Ort fährt. Ich habe mal eine Reportage über einen Chinesen gemacht, der in Dortmund eine Kokerei Stück für Stück demontiert, damit er sie in China wieder aufbauen kann.

Herr Mo holt die Fabrik. Kisch-Preis 2005.

Willeke: Ich bin zur Baustelle nach Dortmund gefahren und dachte: Mensch, was ist das langweilig. Ich wollte Zeuge einer gigantischen Umschichtung werden, und dann sehe ich nur lauter Chinesen, die über eine Baustelle laufen, sich nach DIN-Normen richten und mich nicht verstehen. Das war nicht die Geschichte, die mich interessiert hat. Es gab keine Welten, die aufeinanderstießen. Und ich dachte schon, ich müsste das abbrechen. Und dann lief mir dieser Typ über den Weg, der chinesische Bauleiter Mo. Der war interessant.

Wie viele Tage haben Sie damals auf der Baustelle zugebracht?

Willeke: 20 Tage. Ich durfte zuerst gar nicht drauf. Ich musste einen Pressesprecher des Unternehmens abschütteln. Irgendwann kannte ich den Pförtner so gut, dass er sagte: Gehen Sie nur. Das steht nicht in meiner Reportage. Das geht den Leser auch nichts an, ist aber Teil meiner Recherche gewesen.

Herr Seidl, können Sie sich vorstellen, 20 Tage zur selben Baustelle zu fahren und zu hoffen, dass etwas Interessantes passiert für eine schöne Geschichte?

Seidl: Für eine schöne Geschichte sicher nicht. Aber für eine gute, für eine relevante Geschichte. Wobei ich da mit Herrn Willeke eine Differenz habe. Ich würde in meinem Text auch mal "Ich" sagen, dem Leser erzählen, wie schwierig das war, sich am Pförtner vorbeizuschmuggeln. Das finde ich ehrlicher.

Herr Willeke, ist Egon Erwin Kisch für Sie ein Vorbild?

Willeke: Nein.

Aber er galt doch als rasender Reporter.

Willeke: Mit ihm wird aber immer ein Satz in Verbindung gebracht: "Der Reporter hat keinen Standpunkt." Eine Schnapsidee. Der Reporter ist kein neutrales Wesen.

Seidl: Vor allem trifft es auf die Praxis von Egon Erwin Kisch nicht zu. Kisch war ein sozialistischer Märchenonkel, mit Verlaub. Ein Mann mit einem durch und durch ideologischen Weltbild. Der wusste schon, was er von den Leuten zu halten hat, lange bevor er mit ihnen gesprochen hatte.

Dann sind Sie sich über Kisch einig.

Willeke: Ja, bezogen auf diesen Mythos. Eine Reportage ist nicht neutral, nicht harmlos. Wir machen keine naive Malerei, wir sagen nicht: Guckt es euch an und dann schlaft ihr besser. Wenn es Teil des journalistischen Auftrags ist, die kritischen Punkte nach vorne zu spielen, können wir nicht neutral schreiben.

Herr Seidl, Sie sind Feuilletonist. Schreiben Sie in Ihrem Leben noch eine Reportage?

Seidl: Ich finde, der Begriff "Reportage" ist durch Inflation untauglich geworden. Wenn die Frage lauten würde: Gibt es gewisse Fragen, auf die man nicht in Büchern, in Filmen, im eigenen Kopf oder bei Experten eine Antwort finden könnte, sondern irgendwo da draußen, dann würde ich mich bereit erklären, da rauszugehen und mal zu schauen, ob ich die Antwort herausfinden könnte. Aber die Manierismen, die Baupläne für Reportagen, die Klischees, die suggerieren, man sei irgendwo dabei gewesen, die waren mir schon zuwider, als ich noch beim Spiegel gearbeitet habe und Artikel redigieren musste, die auf Kisch-Preis hingeschrieben waren.

Willeke: Wurden denn Texte nominiert, die Sie redigiert hatten?

Seidl: Ich glaube ja. Aber ich habe manchmal Leute angeschrien: "Willst du jetzt eine Kisch-Preis-Nominierung oder willst du eine gute Geschichte schreiben?"

Sie haben 1996 ein Nachwort für ein Buch von Tom Kummer verfasst. Dort schreiben Sie: "Der Reporter ist der letzte mythische Großstadtheld". Sie bewundern Reporter also doch.

Seidl: Ich habe den Text von Tom Kummer als Fiktion gelesen und über diese semifiktionale Figur etwas geschrieben. In Filmen ist der Reporter oft der Unbestechliche. Eine quasi mythische Figur. Mein Berufswunsch, Journalist zu werden, speiste sich daraus. Clark Gable hat in den 30er Jahren so einen Chefredakteur mit rauem Ton gespielt. Er hing auf dem Ledersofa rum, rauchte, suchte nach einer Story und schnauzte die Leute an. Und die Leute schnauzten zurück. Das schien mir in jungen Jahren so als Lebens- und Arbeitsstil sehr interessant zu sein.

Herr Willeke, warum sind Sie Reporter geworden?

Willeke: Keine Ahnung. Ich finde den Reporter nicht nur als mythische Figur gut, sondern auch in der Wirklichkeit. Ich habe Reporter immer gemocht.

Andernfalls würden Sie sich ja selbst nicht mögen.

Willeke: Ich war ja nicht von vornherein Reporter. Aber ich habe es immer gut gefunden, wenn Leute rausgehen und nicht genau wissen, was sie erwartet. Reporter sitzen nicht am Schreibtisch und denken sich was aus. Das machen nur die dummen Jungs. Die richtig guten Reporter gehen raus. Und wenn sie irgendwo angekommen sind, ist das erste Klischee schon kaputtgegangen. Und während der Recherche gehen alle Klischees kaputt, die man am Schreibtisch noch hatte. Und am Ende steht eine vernünftige, durchdachte, realistische, gute Geschichte.

René Pfister ist für seine Einstiegsszene nicht rausgegangen. Sollte er sich entschuldigen?

Seidl: Bei wem?

Willeke: Wofür?

Für den Fehler, den Sie auch als Fehler benannt haben.

Willeke: Bei mir muss er sich nicht entschuldigen. Ich weiß nicht, bei wem er sich entschuldigen könnte. Er hat an eine Tür geklopft, da stand Vorjury drauf. Die Tür ist aufgegangen.

Müsste sich die Vorjury entschuldigen?

Willeke: Wenn wir von Entschuldigungen sprechen, stellen wir eine Schuld fest. Ich weiß aber gar nicht, ob hier eine Schuld vorhanden ist. Das ist doch aufgebauscht, von Bild hochgeschrieben.

Hätte die Debatte diese Dimension bekommen, wenn Stephanie Nannen, die Enkelin von Henri Nannen, im Hamburger Abendblatt nicht von Betrug und Skandal geschrieben hätte?

Willeke: Glaube ich nicht. Mit Stephanie Nannen im Abendblatt zu kommen – herausgegeben vom Axel-Springer-Verlag – das war ein geschickter Schachzug. Eine moralinsaure Nummer ohnegleichen. Tenor: Was habt ihr meinem Opa angetan?

Seidl: Wobei Stephanie Nannens Empörung ihr gutes Recht ist. Nicht Stephanie Nannen hat sich blamiert, sondern gestandene Juroren, die nicht den Mumm hatten zu sagen: Wir bleiben trotzdem bei unserer Entscheidung. Mich stört das Monströse dieser Jury. Alle wichtigen Chefredakteure sitzen da und wählen nach dem Motto aus: Prämierst du meinen Mann, prämiere ich deinen Mann. So wird dieser Preis vergeben. Früher, als es noch den alten Egon-Erwin-Kisch-Preis gab, war das besser. Die Jury war erratisch, unverständlich, auch unbestechlich zusammengesetzt. Da saß zum Beispiel Joachim Fest. Warum? Weil es interessant war, das Urteil eines FAZ-Feuilleton-Herausgebers zu hören, in dessen Zuständigkeitsbereich jahrelang keine einzige Reportage erschienen war. Robert Jungk saß da. Eine schreckliche Nervensäge. Aber er hatte mit niemandem Rechnungen offen. Und heute? Wenn diese Henri-Nannen-Preis-

Jury mit ihrem Chefredakteursproporz zerbräche, wäre es ein Dienst für den Journalismus.

Herr Willeke, welchen Preis haben Sie lieber bekommen – den Henri-Nannen-Preis oder den alten Kisch-Preis?

Willeke: Ich weiß nicht. Früher gab es mehr Geld: 10.000 Euro. Heute sind es 5.000 Euro. Aber ich habe mich jedes Mal gut gefühlt. Es war ein super Abend, ich hab mich amüsiert, und ich war stolz auf mich. Es war großartig.

Stefan Willeke (46) verantwortet das Dossier der Zeit. Für seine Texte erhielt er zahlreiche Auszeichnungen. Allein zwei Mal gewann er den Kisch-Preis. Zuletzt wurde ihm mit Stephan Lebert der Herbert-Riehl-Heyse-Preis 2007 verliehen – für eine Reportage über die Oberschicht am Starnberger See.

Claudius Seidl (51) leitet das Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Er hat Bücher über das deutsche Kino der 50er Jahre geschrieben, über Uschi Obermaier und Billy Wilder. Sein letztes Buch beschäftigt sich mit dem Leben eines Bayern im barbarischen Berlin. Für seine Texte erhielt Seidl viel Aufmerksamkeit, aber noch nie einen Reporterpreis.

„Die Tyrannei der Form in der deutschen Reportagekultur“

Georg Brunold, www.reporter-forum.de, Juni 2011

Lieber Georg Brunold, Anfang Mai wurde René Pfister vom „Spiegel“ der Nannen-Preis in der Kategorie Reportage erst verliehen und wenige Tage später wieder aberkannt. Es folgte eine aufgeregte Debatte unter Journalisten, wer welchen Fehler gemacht hat. Wie finden Sie all das?

Wenig inspirierend, alles in allem. Zunächst hätte ich meine Stimme nicht diesem Text gegeben. Nicht wegen des Kategorienfehlers, von dem ausgiebig zu hören war, daß Pfisters Portrait nämlich keine Reportage sei oder ähnlich. Entgegen anderen Auffassungen sehe ich die Aufgabe von Juroren nicht darin, ein Genre zu definieren.

Warum hätten Sie ihm den Preis nicht gegeben?

Ich habe die Arbeiten der Gegenkandidaten nicht gesehen. Aber ich bin doch zuversichtlich, daß 2010 bessere Reportagen geschrieben und solche auch eingereicht wurden. Nun ist man es sich gewohnt, daß bei deutschen Journalismuspreisvergaben mehr die Themen prämiert werden als die Texte. Gewiß hätte ich mich auch gegen die Aberkennung des Preises ausgesprochen. Ein solcher Schritt wäre gerechtfertigt gewesen, wenn Pfister betrogen hätte. Das hat er nicht. Und sicher hat man mit der Frage zu rechnen, ob sich aus dem Verlauf der Dinge nicht Konsequenzen für die Jury zu ergeben hätten. Deren Zusammensetzung ja ohnehin nicht über jeden Zweifel erhaben ist...

Inwiefern?

Nun, es mag Ausnahmen geben, aber in der Regel führt die Karriere eines Chefredakteurs nicht über eine intensive Auseinandersetzung mit dem Handwerk oder der Kunst der Reportage. Es gibt Meister, und sie sind bekannt. Ich weiß nicht, ob Ilija Trojanow, Raoul Schrott, Christoph Ransmayr, Wolfgang Büscher usw. Zeit für so etwas hätten. Aber es ließen sich schon welche finden. Ohnehin lernt man nicht immer von Redakteuren das Meiste. Bei mir war es einst ein Freund und Metallbauer, der mir einschärfte, daß ich nicht meine Augen und Ohren, sondern die Dinge zu den Subjekten meiner Sätze machen muß, etwa wenn sich nach einem Granateinschlag das getroffene Bahngleis aus dem Schotter der Trasse reißt und wie ein abgebrochener Korkenzieher himmelwärts schießt. Nicht was ich sehe (oder gar ich, der Sehende), ist Sache, sondern was das Gleis tut oder diesem widerfährt... Ich weiß nicht, ob ich jemals von einem Redakteur gelernt hätte, wie bei Sonnenuntergang die Schatten über die Altstadt von Tanger hinaufkriechen.

Welches wäre eine ideale Jury?

Ich vermute, eine von Reportern und entsprechend qualifizierten Redakteuren. Vielleicht dürfte da auch ein Schriftsteller sitzen. Um welcher Art von Gerechtigkeit willen sollte sie aus lauter Chefs bestehen?

Um zur Sache zurückzukehren; Pfisters Rekonstruktion, die nicht als solche kenntlich gemacht ist: Halten Sie das für Kunst oder für einen Kunstfehler? Zulässig? Verzeihlich?

Ein Kunstfehler, unzulässig, ohne weiteres vermeidlich, aber die mildernden Umstände sind stark: sie liegen bei der Tyrannei der Form in der deutschen Reportagekultur. Nicht wahr, diese neue Häkelschule, die landauf, landab auf Fortbildungsseminaren dem Nachwuchs eingetrichtert wird, diese elf oder siebzehn Regeln, ein Bild am Anfang, dann abwechslungsweise x und y, ein visuell starker Absatz, dann einer mit zwei oder drei Hintergrundinformationen und womöglich einem Gedankenfetzen, keinesfalls mehr als n Protagonisten, etc. etc. Ich mag das gar nicht herbeten. Es sind die Redaktionen (und ihre «Textpflegeinstanzen»), die diese vermeintliche Ästhetik vorgeben, nicht die Autoren, die dann halt mit weniger gegängelten Arbeiten in Buchpublikationen ausweichen müssen (und mit müdem Lächeln als «Literaten» beiseite geschoben werden).

Wo sehen Sie solche „Häkelschulen“ am Werk?

Wem das nicht ohnehin beißend genug ins Auge fällt und in die Nase sticht, rate ich folgendes. Man nehme eine oder zwei dieser Geschichte-Nummern des «Spiegel» oder von GEO Epoche: oft äußerst gehaltvolle und lehrreiche Hefte, und wer ist nicht lieber ab und zu mit Kolumbus, Luther oder Leonardo unterwegs als mit dem Vorsitzenden Seehofer. Aber dieses adrette, ermüdende und versteifende Korsett der schulgerechten Form, in welches in Deutschland die Reportage sich zu zwängen hat, diese Gummihöschen, in denen man durch die ungeahnten Überraschungen der vergangenen Jahrhunderte voranzuschreiten hat, ja, mehr noch, in denen sich alles auch tatsächlich abzuspielen hat, verdirbt Genuß, Spaß und alle Freude gründlich.

Und was sähen Sie denn nun als Markenzeichen einer Reportage? Texte ohne alle Regelwerke?

Gewiß, es wird oft gesagt, eine wirre Welt muß nicht wirr wiedergegeben werden. So weit, so gut. Und dann ist viel vom «Erlebnis» die Rede und von «Nähe». Aber was ist Nähe? Der Geruch, die kratzige Stimme, die gelben Zähne des Protagonisten? Oder ein bequemer Sessel am schaurigen Tatort? Es geht ums Erzählen und um eine Geschichte mit normalerweise nicht von vornherein völlig durchsichtigem Plot, dem der Reporter einen Sinn abzuringen hat. Diese Aufgabe führt, im gelungenen Fall, nicht weniger ins Dunkle und auf Abwege als ein Krimi, und anders als ein Krimi führt sie nicht immer zu einer glatten Auflösung.

Sondern? Was hieße für Sie „Nähe“ in einer Reportage?

Wenn Nähe etwas bedeuten soll, dann ist dies Teilhabe, und zwar Teilhabe nicht nur an der Geschichte und ihrem Geschehen, sondern ebensosehr Teilhabe am Erkenntnisprozeß des Reporters, der in eine ihm unbekannte Welt aufgebrochen ist. Nicht als Literat, sondern als recherchierender Journalist. Selbst die berühmte Sichtbarkeit sämtlicher Dinge, die immer wieder so entwaffnend angemahnt wird...

Also mehr Ich-Reportagen, denen, wie im angelsächsischen Sprachraum, sehr daran liegt, den Recherche- und Erkenntnisweg des Reporters abzubilden?

... was nicht in erster Linie davon abhängt, ob der Reporter «ich» sagt oder nicht ...

Zurück zum Thema Rekonstruktion von nicht selbst Erlebtem – wie viel davon verträgt eine gelungene Reportage?

... die Sichtbarkeit also: nicht einmal einen Traum, der ja wohl authentisch ist, erzählt man entlang der Bilder, die schwarz-weiß oder, seltener, farbig darin auftauchen, stehenbleiben oder gleich wieder erlöschen. Doch zurück zum Thema, sagen Sie: Der Reporter hat nun einmal vieles zu erklären und zunächst zu ermitteln, was nicht in Auge, Ohr und Nase springt; Begleitumstände, Vorgeschichte, Biographisches, und er kann nicht sämtliche Münder und schriftliche Quellen anschleppen, aus denen er das alles hat. Nehmen sie eine x-beliebige Reportage, zum Beispiel über die libanesische Hizbollah, die den Reporter des «New Yorker» ins Dreiländereck Brasilien, Argentinien, Paraguay führt. Eingangs sehen wir ihn also im Stau auf der Brücke über den Paraná oder vielmehr sehen wir den Fluß, lernen daß es ein Grenzfluß ist, und erleben hautnah den Verkehr auf der Brücke, auf der er sich den ersten großen Einkaufszentren von Ciudad del Este im Schurkenstaat Paraguay entgegen bewegt. Eines davon wird er betreten, wir spüren das, um in einem Hinterzimmer von einem Libanesen empfangen zu werden. Dann Filmschnitt, und er erzählt eine Seite lang aus Libanons Vergangenheit, die er selber vielleicht nie betreten hat, während wir Leser nun dank ihm uns darauf freuen und auch diesem Ausflug mit Spannung entgegenblicken können. Oder, wenn es deutsch sein muß: Lesen Sie Joseph Roths Feuilletons und Reportagen für die «Frankfurter Zeitung» aus der Sowjetunion der späten zwanziger Jahre (gesammelt in einem KiWi-Taschenbuch).

Und wie soll dabei erkennbar werden, wie und ob der Reporter recherchiert hat oder ob er nicht etwas dahinfabuliert?

Den Sinn dafür, ob ein Journalist vertrauenswürdig ist oder nicht, schärft er nicht durch lückenlose Ausbreitung der Quellen vor dem Leser. Natürlich soll er sagen, was er weiß und woher, vor allem indem er klarmacht, was er nicht weiß. Aber was diesen Sinn schärft, ist der erzählte Tathergang, dessen Stimmigkeit und Plausibilität noch in den überraschenden, unerhörten Wendungen, und seitens des Journalisten sind es nicht zuletzt die Fragen – ich wiederhole: Fragen –, mit denen er mehr oder minder ausdrücklich unterwegs ist, da er sie oft erst im weiteren Gang der Dinge klar artikulieren kann. Hinzu kommt, daß es so etwas wie Autoren mit Namen gibt, das heißt, nach einer gewissen Zeit kennt man sie, was ebenfalls auf ihre Vertrauenswürdigkeit abfärbt. Was die Recherche für ihn mit sich bringt und von ihm verlangt – uns davon eine Vorstellung zu geben, werden ihm die Gelegenheiten nicht fehlen. Und wenn es ganz gut geht, haben wir zum Schluß ein oder zwei Charaktere vor uns, die, wie Graham Greene sagte, verdammt oder erlöst werden können.

Sie haben oben vier Namen genannt von deutschen Reportern, die Ihnen offenbar beispielhaft erscheinen, Ilija Trojanow, Raoul Schrott, Christoph Ransmayr, Wolfgang Büscher – vier Schreiber, die sich auf den Grenzen von Reportage und Literatur tummeln. Wie halten es, Ihrer Meinung nach, diese Leute mit der erzählerischen Bearbeitung der Wirklichkeit, und warum ist das beispielhaft?

Zunächst einmal halten sie sich weniger auf der Grenze zwischen Journalismus und Literatur auf, falls es eine solche gibt, sondern beidseits davon, und das macht sie zu besseren Journalisten, weil überlegen an Erfahrung. Aber falls denn Journalismus im besten Fall doch auch Literatur sein kann, wo verläuft dann diese Grenze, wenn nicht einfach zwischen besserem und schlechterem Journalismus? Und natürlich gibt es eine andere Grenze: nämlich zwischen Nonfiction und Fiction, doch diese hat mit Qualität wenig zu tun.

Ich habe die Namen genannt, die mir grad einfielen, und ich will hier keine Poetikvorlesung zur Reportage halten. Das habe ich im Anhang zu meinem Reportage-Folianten «Nichts als die Welt» versucht. Aber natürlich kommt die Kunst von reicher Erfahrung mit einer großen Formenvielfalt, also genau vom Gegenteil der formalen Konventionen, wie sie auf Redaktionen gepflegt und überwacht werden. Da liegt manches schief mit der Verteilung der Souveränität und Oberhoheit, wenn ich einmal so sagen darf: Will man nun den Autor schreiben lassen oder ihn zum Herrn Redakteur in die Schule schicken?

Was raten Sie jungen Kollegen, die dem „Häkelschul“-Muster entkommen wollen?

Sich darum nicht zu kümmern. Sich statt dessen an mancherlei Formen zu versuchen, Tagesbericht, Kommentar, Reportage, Feature, Reisebild, Rezension, Glosse, was Sie wollen. Und dann fallen Meister nicht vom Himmel. «Man wird vierzig, bis man so ein bißchen fertig ist», tröstete mich als 32jährigen der Kulturredakteur und Spiegel-Reporter Gunar Ortleep. Mit «fertig» meinte er richtig einsatzfähig. In der Freizeit übersetzte Ortleep «The Big Sleep» von Chandler neu. Wundert es Sie, daß oftmals Kulturjournalisten zugleich die besseren Reporter sind? Weshalb auch sollten ausgerechnet Reporter, hauptberuflich Schreibende gewöhnlich, sich nicht etwas intensiver als andere Leute mit Literatur auseinandersetzen, mit Fragen der Erzähltechnik auch in der Fiction? Mit deren Erforschung und Gestaltung von Charakteren?

Wie Sie sagten: Ein Reporter muß vor allem erzählen lernen. Vorbilder sind überall gratis zu studieren. Ohne zuviel chronische Angst davor, zu hoch zu greifen. Selbst wenn es Heines Reisebilder sind, die Vorbildlichkeit des Exempels nimmt nicht ab durch wachsenden Abstand zur bescheideneren Leistung des Lernenden. Lesen Sie die großartigen Reisebilder von Wolfgang Koeppen. Die Journalisten Mark Twain, Jack London, Hemingway. Oder schon Stendhal mit Napoleon in Moskau. Alexander Herzens «Briefe aus dem Westen». Und die beste Erzählschule, nach meiner Erfahrung, ist in der Tat das Übersetzen.

Was lernen wir aus der Pfister-Debatte?

Daß Journalistenpreisverleihungen für medialen Wirbel sorgen können, aber nicht in jedem Fall viel mit journalistischem Ausnahmekönnen zu tun haben müssen.

Die Fragen stellte Ariel Hauptmeier per Email.

Das Spannungsfeld von Journalismus und Literatur

Nora Berning, sie promoviert an der University of Western Ontario, Kanada, ist Expertin für Erzähltheorie. In ihrem Buch „Narrative Means to Journalistic Ends: A Narratological Analysis of Selected Journalistic Reportages" untersucht sie jene 25 Reportagen, die für den Reporterpreis 2009 nominiert waren. Hier beleuchtet sie die Debatte um den Nannen-Preis aus wissenschaftlicher Perspektive und plädiert gegen das naive Wirklichkeitsverständnis der Nannenpreis-Juroren. Berning: „Alles, was wir erinnern, ist letztlich Konstruktion. Egal, ob René Pfister die Eisenbahn gesehen hat oder nicht – ihre Beschreibung ist so oder so fiktiv, da sie auf Erinnerungen beruht." Als Ausweg aus dem unauflösbaren Dilemma von Fakt und Fiktion empfiehlt sie eine genaue Beschreibung des Recherchewegs.

Nora Berning, www.reporter-forum.de, Juni 2011

Die ‚Akte Pfister' ist Bestandsaufnahme und Psychogramm der journalistischen Klasse – geschrieben von, über und für Journalisten. Ein Meta-Diskurs, interessant auch für Medien- und Literaturwissenschaftler. Denn die zahlreichen Kommentare zur ‚Causa Pfister', die in den letzten Wochen ihren Weg in die Feuilletons der großen deutschen Zeitungen gefunden haben, sind das, was in der anglophonen Sprachwelt als wertvolles behind the scenes-Material gehandelt wird. In diesem Material spiegeln sich – fokussiert auf die Reportage – grundsätzliche journalistische Probleme wider: von Inhalt und Form, Objektivität und Subjektivität, Fakt und Fiktion. Sie berühren auch das Spannungsfeld, in dem Journalismus und Literatur zueinander stehen.

Inhalt und Form

Bei einer Reportage geht es keineswegs um die simple Addition von nur objektiv Recherchiertem oder nur subjektiv Erlebtem. „Zwar ist es richtig: Die Fakten bestimmen den Aufbau einer Reportage. Aber sie werden zu einem logischen Grundmuster zusammengefügt, das der Reporter szenisch und gedanklich entwirft und in das er den Ausschnitt der wahrgenommenen Wirklichkeit einfügt. Dieses logische Grundmuster ist die wesentliche ‚subjektive' Leistung des Journalisten", schreibt der Medienwissenschaftler Ulrich Pätzold.

Die Gestaltungsarbeit des Reporters beginnt dort, wo er die recherchierten Fakten auswählt, sie gewichtet, neu zusammenstellt und verdichtet. Das, was hinter den Menschen, Dingen und Ereignissen liegt, soll zum Vorschein kommen. Erst durch diese Kon-Textualisierung, die über bloße Abbildung von Fakten weit hinausgeht, erst durch

das besondere Zusammenspiel von Inhalt und Form, vermittelt sich dem Leser die allgemeine Bedeutung des Reportierten.

Dort, wo räumliche und zeitliche Nähe nicht herzustellen sind, können szenische Rekonstruktionen eine sinnvolle Alternative sein. Sie entstehen auf der Grundlage von bereits Beobachtetem und sind darin eingebettet. Deshalb sind Rekonstruktionen im eigentlichen Sinn eben keine Erfindung des Reporters, sondern verlängern das recherchierte Material lediglich in eine andere Dimension. Dadurch entwickeln szenische Rekonstruktionen auch neue Perspektiven auf den Stoff und können die Aussagekraft des Textes an entscheidenden Stellen stärken.

Die Reportage soll mehr sein als nur ein Gebrauchstext. Sie ist auch gestaltetes ‚Sprachwerk'. Journalistische ebenso wie literarische Stilformen werden sich in Zukunft weiter wandeln. Journalisten sollten für solche Entwicklungen offen bleiben. Gute Texte entstehen nur selten dadurch, dass man geschlossene Kriterienkataloge für Textsorten aufstellt und sie idealtypisch abarbeitet.

Fakt und Fiktion

Die deutsche Medienwissenschaftlerin Margret Lünenborg beschreibt das Zusammenspiel von Inhalt und Form im Journalismus als ein produktives Spannungsverhältnis: „Fakten sind nur in ihrer kontextuellen Einbindung Kernbestandteil des Journalismus. Erst durch die ‚fictio', ihre Formung, Bildung und Gestaltung, werden sie zum journalistischen Produkt."

Mit Blick auf die Reportage führt Lünenborg aus: „In der Reportage wird (…) ein Stilmittel des Fiktionalen verwendet, um Aussagen über das Faktische zu machen."

Ergo: Fiktionale Elemente und Stilmittel sind ein wichtiger Bestandteil eines qualitätvollen Journalismus.

Der amerikanische Kommunikationswissenschaftler James Ettema hat bereits 1987 das ‚post-faktuale' Zeitalter des Journalismus heraufbeschworen. Und in der Tat ist die Liste an Wissenschaftlern, die den Gegensatz von Fakt und Fiktion als einen artifiziellen betrachten, eine lange.

Die Grenze zwischen fiktionalen und faktualen Texten ist fließend. In vielen faktualen Texten wird mit Fiktionalitätssignalen gearbeitet. Umgekehrt sind viele fiktionale Texte teilweise oder vollständig in der Wirklichkeit verortbar. Wenn es aber um reportageartige Texte geht, wird der Rechtfertigungsdruck plötzlich sehr groß: Ist das die Wahrheit? Hat der Autor es selbst gesehen?

Es gibt eine Fiktionalität des Faktischen. Schon wenn wir zu beschreiben beginnen und Ereignisse miteinander verknüpfen, hat dies – um mit Lünenborg zu sprechen – immer auch mit fictio zu tun, also mit Formung, Bildung und Gestaltung.

Auch der Ausschreibungstext zum Nannen-Preis tappt in diese Falle. Danach werden „journalistische Arbeiten" akzeptiert, „die in nicht-fiktiver Darstellungsform eine räumlich und zeitlich begrenzte Geschichte wiedergeben, die vom Autor erlebt oder beobachtet wurde". Die Jury übersieht dabei, dass das, was der Autor beim Akt des Schreibens aus seiner Erinnerung holt, notgedrungen fiktiv ist – ganz gleich, ob er es

tatsächlich erlebt und beobachtet hat oder auch nicht. Der Begriff ‚nicht-fiktiv' ist also eigentlich eine Fiktion.

Fiktiv ist dabei nicht gleichzusetzen mit ‚fingiert' oder ‚gelogen' (wie zum Beispiel im Fall des Journalisten Tom Kummer, dessen Interviews für die Zeitschrift ‚Tempo' frei erfundene Interviews waren). Die Grenze ist also dort, wo der Reporter seine Recherchewege und Fakten erfindet und sie als ‚wahr' verkauft. Das hat René Pfister an keiner Stelle getan. Das Mittel der Fiktion verschafft ihm vielmehr die Möglichkeit, ein Ereignis oder eine Person aus einem anderen Blickwinkel und damit neu, kritisch und distanziert wahrzunehmen.

Alles, was wir erinnern, ist letztlich Konstruktion. Egal, ob René Pfister die Eisenbahn gesehen hat oder nicht – ihre Beschreibung ist so oder so fiktiv, da sie auf Erinnerungen beruht. Deshalb sprechen Wissenschaftler, die sich mit literarischen Reportagen auseinander setzen, von Plausibilität (versimilitude) statt von Richtigkeit (verification) als Maßstab für Wirklichkeitsnähe in einem Text. Narrative Kohärenz wird deshalb anhand von textuellen Markern ermittelt, die Rückschlüsse auf eine solche Plausibilität und Schlüssigkeit zulassen. Faktentreue bleibt in diesem Zusammenhang ein Gütekriterium. Aber spricht das gegen Fiktionalität?

Es täte dem deutschen Journalismus gut, sich stärker am Bild des Journalisten als homo narrans zu orientieren. Der Ausdruck stammt von Walter R. Fisher. Fisher beschreibt damit den Menschen als ein Wesen, das sich durch das Erzählen von Geschichten auszeichnet. Im erzählenden Journalismus entsteht eine imaginäre Gemeinschaft, die auf einem Bund zwischen Autor und Leser beruht, der durch Narrativität gestiftet wird.

Journalisten sollten deshalb nicht nur die Unterscheidung ‚wahr/falsch' bzw. die Option ‚Quelle benannt/nicht benannt' kennen. Hilfreicher wäre es, Texte und eben auch Reportagen stärker unter pragmatischen Aspekten zu sehen. Damit würde sich die Frage nach der Fiktionalität weniger anhand von Texteigenschaften entscheiden, sondern sie würde verstärkt zu einer Frage nach der Intention, die der Autor bzw. Reporter mit seinem Text verbindet.

Dazu bedarf es sicherlich auch einer differenzierten Lesehaltung von Leserinnen und Lesern, die dazu neigen, Texte (insbesondere journalistische) eher als faktische zu lesen. Aber jeder Mensch, so Walter R. Fisher, verfügt über einen ‚inneren Kompass', der es ihm erlaubt, das narrative Paradigma eines Textes zu entschlüsseln. Beim Lesen handeln wir unterbewusst das Verhältnis von Fakt und Fiktion auf der Basis unseres eigenen (Vor-)Wissens individuell für uns aus. Lesen ist immer ein Wechselspiel zwischen Autor, Leser und Text.

Objektivität und Subjektivität

Auch eine weitere Teilnahmebedingung für den Kisch-Preis zeigt die mangelnde theoretische Durchdringung der Textsorte Reportage seitens der Jury: „Sie (die Geschichte; Anm. N.B.) darf subjektive Elemente enthalten und soll beim Leser für ‚Kino im Kopf' sorgen."

Eine solche Aussage suggeriert eine Bi-Polarität der Reportage mit subjektiven und nicht-subjektiven Anteilen. Das ist aber aus textwissenschaftlicher Sicht nicht zu halten. Umgekehrt wäre zu fragen: Welche Elemente in der Reportage sind denn nicht subjektiv?

Alles ist subjektiv in der Reportage. Es gibt keine objektive Reportage. Das fängt schon mit dem Wirklichkeitsausschnitt an, den der Reporter wählt, und endet bei der Detailauswahl, die er vornimmt. In einer postmodernen Auffassung existieren objektive Texte gar nicht. Und auch Genregrenzen sind künstlich gezogene Grenzen.

In der Dichotomie ‚objektiv-subjektiv' liegt also eine Verkürzung. Die Welt der Textsorten ist eine einzige Grauzone mit vielfältigen Bezügen und Verwandtschaftsverhältnissen untereinander. Gerade an der Reportage lässt sich dies gut verdeutlichen. Texthistorisch streckt sie ihre Fühler weit in das Feld der Literatur aus (von Johann Gottfried Seume über den Tatler bis zum Spectator). Sie steht in Verbindung mit unterschiedlichsten literarischen Gattungen wie dem Reisebericht (travelogue), den Memoiren oder dem Bildungsroman.

Eine Unterscheidung zwischen Portrait und Reportage einerseits und sogenannten faktualen Genres andererseits, wie beim Nannen-Preis vorgenommen, ist deshalb fragwürdig. Und wenn die Jury im Nachgang behauptet, Pfisters Text sei nur falsch eingestuft gewesen und hätte eigentlich als politisches Porträt gewertet werden müssen, dann zeigt dies die Definitionsschwierigkeiten der Jury im Umgang mit der Reportage umso deutlicher.

Insgesamt scheinen Objektivität, Überprüfbarkeit und Transparenz den Text- und Wirklichkeitsbegriff der Nannen-Jury zu prägen. Der Mensch lebt aber in Metaphern. Nach dem Sprachwissenschaftler George Lakoff und dem Philosophen Mark Johnson organisieren Menschen ihre Erfahrungen in Form von Geschichten. Diese Geschichten machen sie sich im wahrsten Sinne des Wortes zu Eigen. Sie wandern in metaphorischen Welten umher, die sie als Grundlage für die Konstruktion ihrer Identität heranziehen.

Objektivität, Überprüfbarkeit und Transparenz sollte man deshalb nicht mit Glaubwürdigkeit gleichsetzen. Der Leser bewertet Glaubwürdigkeit zumeist nicht nach Einzelnem in einem Text, sondern nach dem Zusammenspiel vieler Faktoren, die am Ende narrative Kohärenz ergeben. Die konstruktivistische Erkenntnistheorie zeigt uns außerdem, dass es keine objektive Wirklichkeit gibt. Wirklichkeit wird vielmehr im Kopf jedes Einzelnen immer wieder neu und anders konstruiert.

Renommierte Literaturwissenschaftler wie Wolfgang Iser und Stanley Fish erinnern uns zudem daran, dass der Text seine Bedeutung erst durch den Leser erfährt. Der Leser wird, so die Rezeptionsästhetik, zum Co-Autor des Textes. Sinn ist in diesem Zusammenhang keine Eigenschaft eines Textes, sondern eine Kategorie des Verstehens. Verstehen stellt sich aber von Leser zu Leser auf immer wieder andere Weise ein. So bleiben Texte am Ende polyvalent, also unausschöpflich, und sind offen für ganz unterschiedliche Rezeptionen. Jury-Urteile über Texte sollten deshalb nicht überbewertet werden.

Ein Ausblick

Man kann darüber streiten, ob René Pfister den Nannen-Preis 2011 für die beste Reportage zu Recht erhalten hat. Er hat ihn aber in jedem Fall zu Unrecht aberkannt bekommen. Die Worte der Medienwissenschaftler Elizabeth Bird und Robert Dardenne machen noch einmal deutlich, worum es in Pfisters Text wirklich geht: „It is a story about reality, not reality itself.“ (Es ist eine Geschichte über die Realität, nicht die Realität selbst.)

René Pfisters Text bildet die Realität nicht eins zu eins ab. Seine Eisenbahn-Metapher kann in einem konstruktivistischen Verständnis dem Leser einen Anreiz bieten, sich aktiv mit dem Text auseinander zu setzen. So könnte ein ganzes Geflecht aus Geschichten und Geschichten-Welten entstehen, die allesamt Zeugnis über die Realität ablegen, aber eben nicht mit dieser zu verwechseln sind.

Wie lässt sich gleichwohl auf diesem offenen Feld Vertrauen aufbauen? Und wie lassen sich die Bedenken der Jury auf produktive (aber nicht dogmatische) Weise umsetzen? Der amerikanische Chronist Dan Gillmor empfiehlt Journalisten in ‚The New Rules of News‘, ihren Texten eine Erklärung beizufügen, in denen all jene Aspekte thematisiert werden, die der Text nicht beantworten kann.

Das ist mehr als die Aufforderung der Nannen-Jury, die Materialbeschaffung möglichst nachvollziehbar zu beschreiben. Gillmors Anregung beruht auf einer negativen Definition: Der Journalist beschreibt primär das, was er nicht gesehen hat, anstatt detailliert darzulegen, wann er was wo und mit welchen Mitteln beobachtet hat.

Eine solche Box am Ende des Textes kann auch den Rechercheweg des Reporters und weitere Querverweise aufzeigen. Und natürlich kann sie einen Hinweis auf bereits existierende Quellen beinhalten. Das hätte auch René Pfister helfen können, ohne dass sein Text auf fiktionale Elemente hätte verzichten müssen.

Beides – gestalterische Freiheit und Transparenz – ist wichtig, um Interesse und Vertrauen beim Leser zu erzeugen. Auf diese Weise kann der Leser selbst ein Netz an Quellen knüpfen, das (wenn schon nicht absolute Wahrheit) möglichst viel Plausibilität ins Spiel bringt.

Wer die Form der Reportage nicht auf Dauer ruinieren will und gleichzeitig motivierte Leser haben möchte, muss wissen, was eine Reportage ist und welche Potentiale in ihr stecken. Auf dieser Grundlage sollten Journalisten auch in Zukunft den Mut haben, Geschichten zu erzählen, die das Unerklärliche erklärbar, das Unfassbare fassbar machen.

Und dies gilt nicht nur für Reportagen.

Was ist eine Reportage?

Die Jury des bislang top renommierten Egon Erwin Kisch-Preises hat vergangenen Montag dem SPIEGEL-Redakteur René Pfister wieder weggenommen, was sie ihm ein paar Tage zuvor mit viel Pomp überreicht hatte.

Michael Haller, www.journalismusforschung.de, Juni 2011

Dieser in Deutschland bislang einmalige Vorgang ist für alle Beteiligten wie auch für die Reputation des Egon Erwin Kisch-Preises derart folgenreich, dass er sehr plausibel begründet und für jeden Unbefangenen nachvollziehbar sein muss. Ist er es?

Halten wir die für journalistische Qualität und damit auch für eine allfällige Preisvergabe entscheidenden Kriterien fest (siehe M. Hallers Beitrag für den Henri Nannen-Preis 2007):

Erstens: Auszuzeichnen war die Darstellungsform »Reportage«. In der Geschichte dieser Textform haben sich folgende Qualitätskriterien herausgebildet, die in der Theorie und Praxis des Journalismus unstrittig gelten: Das wichtigste Material, mit dem der Reporter arbeitet, sind seine eigenen Sinneseindrücke, angereichert mit recherchiertem Kontext- und mit Erfahrungswissen. Weil aber nicht alles erlebt werden kann, sondern vieles ermittelt und nacherzählt werden muss, steht an zweiter Stelle das Kolportagenmaterial: Der Reporter erzählt auch das, was ihm erzählt wurde. Ein weiteres Qualitätsmerkmal ist die gedanklich-analytische Arbeit des Reporters, der mit seinen Erkundigungen zu einer Art Quintessenz gelangen muss. Und schließlich der Erzählgestus des Reporters: Er organisiert sein Material mit einer sinnlich-anschaulichen Sprache nach den dramaturgischen Regeln des Storytelling. Es gilt die alte Faustregel: Wer nichts erlebt hat, kann auch nicht erzählen, es sei denn, er flunkert.

Hat der Autor Pfister geflunkert? Eine Schwierigkeit entsteht, wenn der Reporter (zu) wenig selbst erlebt hat, um eine Geschichte hautnah erzählen zu können, und deshalb auf reiches Kolportagenmaterial angewiesen ist. Jeder Reporter kennt dieses Problem. Seine Auflösung geht so: Du musst vor deinen Lesern kenntlich machen, dass Du kolportierst, also indirekte Rede, zumindest Quellentransparenz (siehe unseren Bericht: »Ewas Magazin-Leser glauben«).

Man kann diesen Ausweg sprachlich interessant bewältigen. Doch viele Medien scheuen ihn, weil er nicht so selbstgerecht, nicht so omnipotent (»Wir sind Alleswisser!«) wirkt.

Wäre Pfisters Text überhaupt in Betracht gekommen, wenn er seine Kolportagen offen gelegt hätte? Flunkern nicht die meisten Reporter Authentizität auch dort vor, wo sie Aussagen Dritter verwerten? Mir fallen verschiedene Fälle und Beispiele ein – egal.

Denn vor allem in Deutschland herrscht unter Reportern ein Stillschweigen darüber, wie weit auktoriales Schreiben zulässig ist (nämlich, dass sich der Autor als Herrgott seines Protagonisten geriert, indem er weiß, was jener denkt und fühlt – siehe die einschlägigen Passagen im Pfister-Text).

Natürlich wird der eingefühlte, der mitdenkende Reporter, der seine Protagonisten hautnah begleitet, auch auktoriale Formulierungen gebrauchen dürfen (müssen), nun eben, weil er sich einfühlen kann und herausspürt, wie sein Gegenüber »tickt« (ich denke dabei an so manches Politikerporträt von Jügen Leinemann und Sibylle Krause-Burger). Die Irreführung der Leser beginnt indessen dort, wo mit Hilfe des auktorialen Schreibens eingefühlte Hautnähe vorgetäuscht, es aber keine erlebte Realität ist.

Zweitens: Der SPIEGEL ist ein Nachrichtenmagazin. Auch wenn die besten Reporter Deutschlands seit vielen Jahren zur SPIEGEL-Redaktion gehören und sie exzellente Geschichten schreiben, gründet sich das publizistische Profil des SPIEGEL auf die Informationsleistung: Für das USP des SPIEGEL ist die inhaltliche Qualität (»Was«) das Wichtigste, gefolgt von der Vermittlungsleistung, der Nachrichtemagazinschreibe (»Wie«). Deshalb ist und bleibt die den Spiegelgeschichten zugrunde liegende Rechercheleistung ausschlaggebend, ob nun per Augenschein oder Faktenüberprüfungsrecherche, ob als Personenbeschreibung oder per Investigation.

In der Tradition der SPIEGEL-Geschichte ist die Frage, wie mit Kolportagenmaterial umzugehen ist, schnell beantwortet: Entscheidend ist, ob die Tatsachen und der Sachzusammenhang (wie: Chronologie) stimmen. Wenn ich das mir Erzählte überprüfen und unstrittig machen kann (wenn also unabhängige Quellen über den Vorgang grosso modo dasselbe sagen), kann ich den Vorgang im Indikativ als Tatsache beschreiben. Viele knallharte SPIEGEL-Enthüllungen stützen sich auf nichts anderes als auf überprüftes Koportagenmaterial. Und das ist auch in Ordnung so.

Drittens: Die gut zu lesende, gefällige Nachrichtenmagzingeschichte braucht (mindestens) einen Protagonisten (Personalisierung), sie arbeitet mit szenischem Material, mit O-Ton und Episoden. Sie will immer auch »szenig« sein, daran erkennt man ihre Herkunft aus der Tradition des angloamerikanischen Features, keineswegs der Reportage. Es hat darum seine innere Logik, dass die »typische« Spiegelgeschichte früher ohne Namen gezeichnet war: Hinter den Sachaussagen stand die Institution SPIEGEL mit seinen zahlreichen Kolporteuren, seinen Quellen und seiner Dokumentation. Und wenn im Indikativ geschrieben wurde, dann war man sich entweder sicher oder schrieb wider besseres Wissen (auch das kam gelegentlich vor). Daneben gab es, deutlich abgegrenzt, die namentlich gezeichnete, mithin subjektive Schreibe: die subjektiv erzählende Reportage, den Essay, das SPIEGEL-Gespräch und gelegentlich auch den Kommentar.

Folgerungen: Der Text, den René Pfister eingereicht hat, folgt in der Machart der klassischen Technik der gefietscherten Magazingeschichte, die auch Kolportagenmaterial verwurstet, soweit es stimmig und zutreffend ist. Seine Schreibe kommt im Kleid der stilistisch polierten, hin und wieder Hautnähe simulierenden Beschreibung daher. Und er tut dies ohne jede Heuchelei: Wer genau liest, spürt den Mangel an Authentizität und sieht auch, dass das Storytelling komplett fehlt.

Im Sinne der klassischen SPIEGEL-Geschichte geht Pfisters Text ja auch in Ordnung: Seine Beschreibungen scheinen sachlich zutreffend zu sein, sein Material hat er wie Belegstücke zu seiner These überwiegend chronologisierend geordnet. Zur umstrittenen Modelleisenbahn-Passage seines Textes sagte Pfister dem Tagesspiegel: »Es ist die Schilderung dessen, was ich in langer Recherche über Seehofer und seine Modelleisenbahn zusammengetragen habe.«

Wieso wird solch ein Text zur Reportage gemacht? Dass alle SPIEGEL-Geschichten seit der Ära Aust namentlich gezeichnet werden, ist in vielerlei Hinsicht ein Gewinn. Damit entstand aber auch das Problem der zunehmenden Subjektivierung von Sachtexten und Personenbeschreibungen: Die Übertünchung der Magazingeschichte mit Schönschreibereien und pseudoreportagigen Schilderungen. In vielen Magazingeschichten liest man heute die Eitelkeit des Autors gleichsam mit. Und auch dessen Bemühung, so zu schreiben, wie es die Henri-Nannen-Preisträger tun.

Das Problem des Pfister-Textes entstammt aus meiner Sicht diesem Rollen-Dilemma: Das recherchierte Material und die Beobachtungen des Redakteurs reichten sehr wohl für eine runde Magazingeschichte, keinesfalls aber für eine Reportage im strengeren Sinne.

Das wäre ja auch nicht weiter schlimm, solange man die Qualitätsgrenzen des Textes durchschaut. Wenn man aber Reporter sein will und einen Ressortchef hat, der das Reportagige liebt (aber selbst keine stilsichere Redigierhand besitzt), entstehen Hybride, die beides sein wollen und am Ende doch keins von beidem sind. Der Autor täuscht Authentizität vor und simuliert eingefühlte Nähe durch auktoriales Schreiben; tatsächlich handelt es sich um eine gut recherchierte und stimmig komponierte Magazingeschichte, die allen gefällt und bei niemandem das unter die Haut gehende Aha-Erlebnis auslöst.

Diese mainstreamige Stilunsicherheit ist der Grund, dass dieser Text in aufrichtiger Absicht als Reportage präsentiert und von der Jury zum Spitzentext hochgejubelt wurde.

Immerhin: Auch wenn die Begründung für die Aberkennung des Preises ebenso diskutabel ist wie die Rechtfertigung der SPIEGEL-Redakton: Dieser ungeheure Vorgang gestattet es, wieder etwas gründlicher über die Funktion und die Qualität journalistischer Erzählformen laut nachzudenken.

Michael Haller ist Autor des Fach- und Handbuchs »Die Reportage« (Konstanz UVK, 7. Auflage)